

Zur Aufrechterhaltung der

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 T
jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt a
Ablieferung desselben ein Sonn- oder Fe
geschlossen ist, so sind diese Tage mitzube

Abonnements sind stets **pränumer**
anderfalls die Vortheile des Abonnements

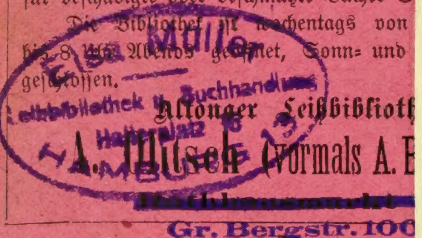
Wenn nicht weiter zu abonniren ge
sind die Bücher am Ablaufstage, auf weld
ten selbst zu achten haben, zurückzuliefern,
gung auszusprechen und das etwa resti
berichtigen ist.

Abonnementsbücher können nach Beli
öfter als **einmal** wochentäglich getauscht

Ohne Extravergütung werden Nieman
verabfolgt als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso hi
die Bücher schonend zu behandeln, nament
sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen,
zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umz
schlechtem Wetter dafür zu sorgen, daß sie

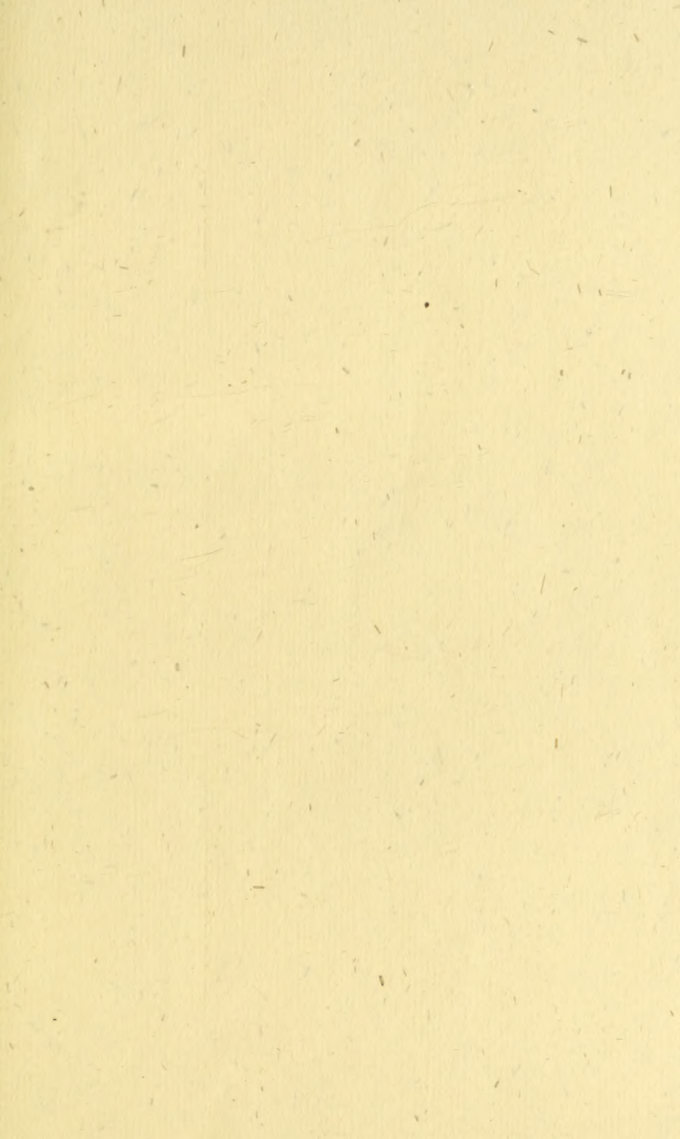
Nichtbeachtung vorstehender Beding
Verweigernng weiterer Bücher zur Folge
für beschädigte oder beschmutzte Bücher S



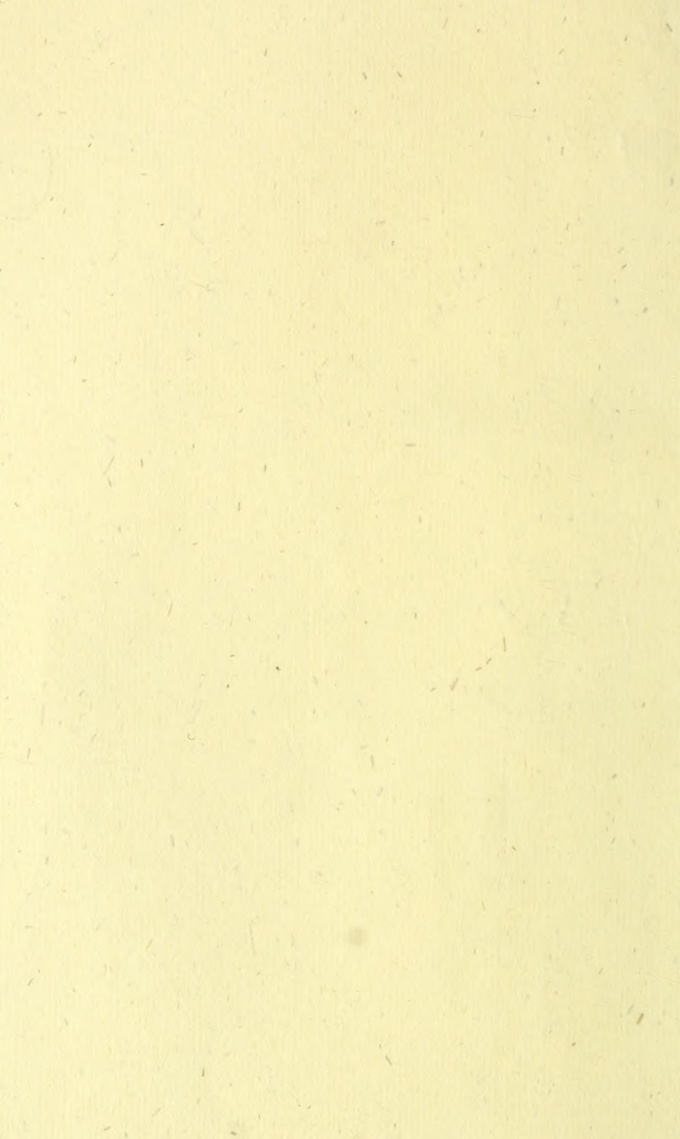
Die Bibliothek ist wochentags von
bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und
geschlossen.

Altonaer Leihbibliotl

A. Witsch (vormals A. E









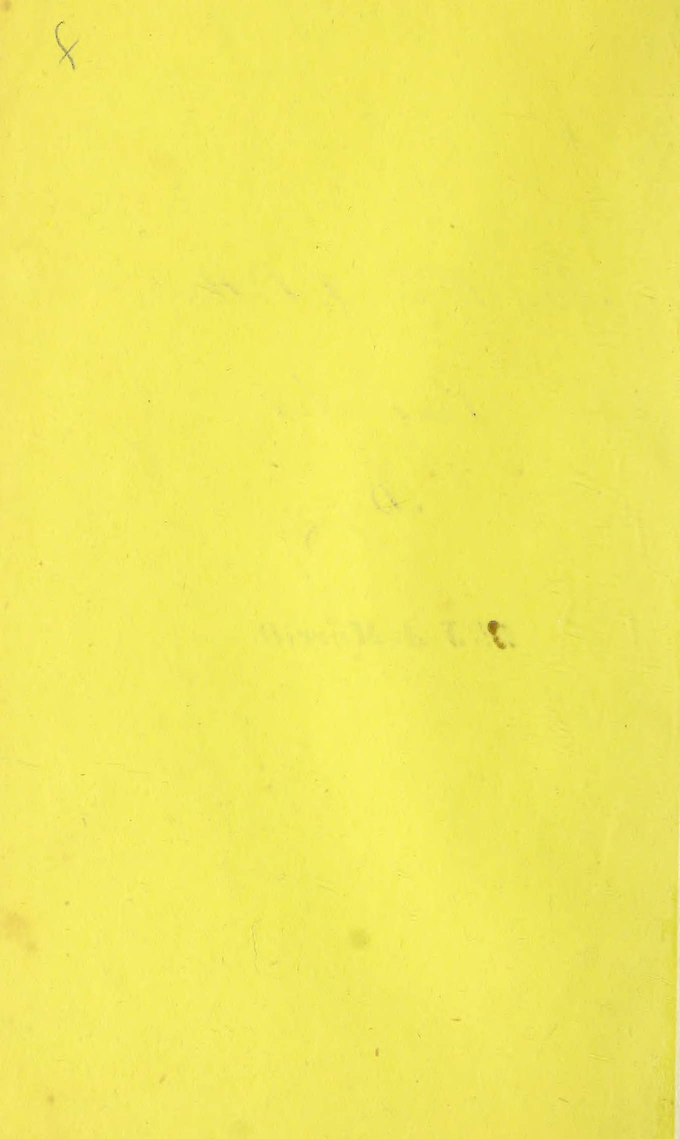


Miss Helen S. Cotton

Presented

By

Dr. J. A. Merrill.







Die Mechulle-Leut'.

Zweiter Theil.





Die

Mechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Von

Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant,
Doctor beider Rechte.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1870.

I.

Noch schlief der Bursche des Gardelieutenants Roß den Schlaf des Gerechten und bekundete die Gerechtigkeit seines reinen Gemüths durch ein bis zum tiefen Contra-C hinabreichendes mächtiges Schnarchen, als er durch eine vom sanften Tippen allmählich zum Puffen anwachsende Berührung und durch den wiederholten von mezza voce allmählich zum sforzando anschwellenden Ruf: „Lieber Bastian! — Bastian!! — — Bastian!!!“ geweckt wurde. Er öffnete die großen runden Augen und glaubte ein Traumbild vor sich zu haben, als er seinen Herrn im Schlafrock mit der brennenden Stearinkerze in der Hand liebevoll, wie Amor über Psyche, sich über ihn neigend, vor seinem Bette erblickte und vernahm, wie sein Gebieter mit milder Stimme ihn aufforderte, sich zu erheben und heute die beste Pa-

radeuniform abzubürsten. Er traute seinen Sinnen nicht, daß er überhaupt jemals liebreich geweckt und nun gar von seinem Herrn selbst so zart aus dem Schlummer genöthigt werden könne, bis ein mächtiger heißer Tropfen von der Stearinkerze gerade auf seine Nasenspitze fiel und dort sofort nach der Inthronisation von der wasserhellen Durchsichtigkeit zu einer blendendweißen runden Decke sich verwandelte. Erschrocken sprang der treue Diener seines Herrn aus dem Bette, stellte sich im Hemde fest auf die bloßen Füße und salutirte militärisch seinen ihm gegenüberstehenden Herrn, welcher mit wohlwollendem Blicke und ohne den treuen Diener durch Lachen zu kränken, auf seine incrustirte Nasenspitze blickte, dann sogar des Dieners Licht anzündete und hinausgehend nochmals mahnte, die Paradeuniform nicht zu vergessen.

Mit Blitzesschnelle fuhr die ehrliche Seele in die Kleidung, befreite seine wie der Montblanc mit seiner ewigen Schneekuppe glänzende Nase von der fremdartigen Hülle und überlegte dabei, welches Schicksal seinen Herrn betroffen haben möge, daß dieser schon um sechs Uhr aufgestanden und so ganz wie umgewandelt sei.

Noch erstaunter war er, als er in die Stube an den Ofen trat, sich die Finger daran verbrannte, da das Feuer schon fast ganz niedergebrannt war, und den Kaffee auf der Spritlampe schon gekocht und bis auf den ihm angebotenen beträchtlichen Rest getrunken fand. Verblüfft und besorgt blickte er auf seinen Herrn, welcher mit freundlichen Mienen im Zimmer auf- und abschritt, ihn endlich wieder an die Uniform mahnte und dann mit großer Sorgfalt seine Toilette machte. In unruhige Verwunderung brach er aber aus, als sein Herr den Degen umschnallte, den Paletot überzog, ihn selbst bis zum Abend beurlaubte und schon um sieben Uhr morgens, als der Tag eben zu grauen begann, aus dem Hause schritt.

Der Oberlieutenant hatte es schlau ausgedacht. Um auf alle Fälle seine Entschuldigung beim Minister wohlbegründet erscheinen zu lassen, wollte er bei seinem Hauptmann, dem Grafen Felsbach, förmlich um Urlaub bitten. Felsbach war ein sehr reicher, äußerst jovialer, gemüthlicher Junggeselle, nur wenige Jahre älter als der Oberlieutenant und mit diesem genau befreundet.

Schon der Bediente des Hauptmanns betrach-

tete den Oberlieutenant mit heller Verwunderung, als dieser eintrat und befahl, ihn bei seinem Hauptmann zu melden. Der Hauptmann lag noch im Bette. Auf einem Tische neben dem Bette brannte eine große helle Lampe und der dampfende Kaffee stand daneben. Behaglich rauchte der Hauptmann aus einer ungeheuer langen Pfeife, deren mächtiger Meerschaumkopf auf einer eigenen Unterlage fast mitten im Zimmer ruhte.

Der Oberlieutenant trat ein, grüßte militärisch und bat den Hauptmann, ihn für diesen Tag zu beurlauben.

Der Hauptmann starrte den Oberlieutenant an, ohne ein Wort zu erwidern, und blies wol eine halbe Minute lang einen dünnen langen Rauchstrahl von sich, dann ergriff er die Klingel und commandirte den Diener barsch und kurz: „Stuhl! — Cigarre! — Kaffee!“ —

Der Oberlieutenant protestirte und wiederholte sein Urlaubsgesuch.

Der Hauptmann erwiderte noch immer nichts, wies mit kurzem „Hier 'ran!“ — den Bedienten mit dem Lehnstuhl dicht an das Bett, deutete dann auf den Stuhl, die Cigarren und die vom Bedienten gebrachte Kaffeetasse, drehte den Schirm von der

Lampe weg, fixirte den Lieutenant noch immer und paffte in unwillkürlicher Begleitung heftig aus seiner Pfeife, als er den Oberlieutenant mit dem vom Bedienten vorgehaltenen, schon bis auf die Neige abgebrannten Fidibus die Cigarre anzünden sah.

„'Raus! — Thür zu!" — fuhr er dann den Bedienten an, der hastig aus der Thür flog.

Der Oberlieutenant saß wie auf Kohlen und bat nochmals um Urlaub.

„Abgeschlagen", — sagte der Hauptmann sehr gelassen, legte sich bequem auf die Seite, stützte behaglich den Kopf auf die Hand, betrachtete den Oberlieutenant mit leuchtenden Blicken und brach endlich in ein unbändiges Gelächter aus.

Der Oberlieutenant wollte aufstehen, voll Ungeduld und Empfindlichkeit über die Laune seines Freundes. Dieser ergriff ihn jedoch gelassen beim Arme, drückte ihn in den Lehnstuhl zurück und sagte sehr ruhig: „Halt! — Hier geblieben! — „Du bist mir ein schöner Vogel. Wir wissen recht wohl deine hübschen Abenteuer im Elysium. — Ich muß sie auch kennen lernen. — Wo hast du sie hinbegleitet? Wo wohnt sie? Es soll ein wahrer Engel sein von Schönheit und Grazie."

„Ich bitte dich, Felsbach, sprich nicht von einer Unglücklichen, die von einem schweren Schicksal verfolgt wird.“

„Schweres Schicksal! Du wirst sie zu trösten wissen. Sie soll eine alte Liaison des Grafen Bčenty und ihm nachgereist sein. Ehegestern hat sie sogar im Erbprinzen nach ihm gefragt, so sagte mir der Oberkellner. Nimm dich in Acht, wenn du in des Grafen Gehege birschest.“

„Die Unglückliche sitzt gefangen und der Graf ist gestern Abend plötzlich abgereist.“

„Gefangen? Abgereist?“ — rief der Hauptmann aus, indem er sich aufrecht setzte und den Oberlieutenant anglotzte. — „Ah — bah — das sagst du nur so, um mich von deiner Fährte abzubringen. — Aber sei unbesorgt, ich habe selbst in seinem Revier ihm ein hübsches Stück Wild abgejagt, du weißt wie er mit der prima ballerina stand —“

„Mit der Lisia Froccini?“

„Eigentlich Lise Frosch, Tochter eines bairischen Schulmeisters. Das kommt aber von der Knauserei. Sieh' nur —“

Hastig klingelte der Hauptmann bei diesen Worten dem Bedienten. „Da“, rief er, einen Schlüssel

im Schlüsselbunde hinhaltend, „oben, rechts, vorn im Schrank, das rothe Saffiankästchen. So! — 'Raus! Thür zu!"

„Sieh nur dies Bracelet; die Steine leidlich, aber schlecht und geschmacklos gefaßt."

„Was soll das?"

„Was das soll? Die Lisia Froccini oder Lise Frosch hat dies Bracelet mir gegeben, daß die Steine besser und geschmackvoller gefaßt werden sollen."

„Das heißt, du sollst ihr ein neues und kostbareres schenken?"

„Versteht sich. Aber sie hatte es vom Grafen Vceny und hat ihm nun mit dem Bracelet abgesagt."

„Und kostet dich ein schönes Geld —"

„Ah bah! Das schöne Geschlecht muß auch schönes Geld kosten; sonst macht es sich unschön; das siehst du. Er mußte nicht knausern. Er ist reich genug."

„Das bezweifle ich."

„Bezweifelst du? Er ist reich, sage ich dir. Ich habe ihm vier- bis fünfmal tausend Thaler geliehen und immer hat er pünktlich wiederbezahlt und immer in ausgesuchten neuen schönen fünfund-

zwanzig Thalerscheinen. Wie kann man nur solche Bracelets schenken?"

Bei diesen Worten zog er aus dem geöffneten Kästchen ein goldenes Armband mit einigen recht hübschen Steinen heraus. „Wer schenkt so etwas?" fuhr er fort, „und obendrein inwendig mit seinem Wappen. Selbst bei den intimsten Liaisons muß man die Dehors beobachten und niemals die Familie compromittiren."

Gleichgültig hatte der Oberlieutenant auf das Armband hingesehen. Bei der Erwähnung des Wappens aber nahm er es in die Hand, und kaum hatte er auf der Unterplatte der Rosette das eingravirte Wappen erblickt, als er in der größten Ueberraschung den Hauptmann beim Arm ergriff und mit Heftigkeit ausrief: „Um Gottes willen, Felsbach, wo hast du das Armband her?"

„O weh, meine Pfeifenspitze! Du reißt mir ja alle Schneidezähne aus dem Munde. Denkst du denn, daß es gestohlen ist?"

„Es ist gestohlen!"

„Was? Gestohlen? Doch nicht von meinem Frosch? — Da bitte ich denn doch."

„Es ist Grundmann's Wappen, dasselbe Wappen

am Ringe, am Kasten bei Dr. Brauer, der tolle angeler Stier, die beiden Hunde, welche Anna's Mutter das Leben retteten, der Stierkopf und die vereinten Herzen!"

Mit starrer Verwunderung und Besorgniß blickte der Hauptmann seinem aufgeregten Freunde ins Gesicht. Dieser bemerkte das Befremden des Hauptmanns über sein Benehmen und sagte, so ruhig er konnte: „Ich muß dir räthselhaft erscheinen, Felsbach —"

„Sehr stark."

„Aber ich bitte dich, beschwöre dich, laß mir das Armband nur auf vierundzwanzig Stunden."

„Zehn Armbänder gebe ich", sagte der Hauptmann, das Armband in das Kästchen legend und dem Oberlieutenant darreichend, „wenn ich dir den gesunden Menschenverstand damit retten kann. Aber nun erkläre mir auch, warum du gestern wie ein Besessener das schäbige Intelligenzblatt aus der Conditorei ausgeführt hast und warum du heute —"

„Laß mich fort, Felsbach! Um des Himmels willen laß mich fort! Heute Abend bin ich wieder hier!" Mit diesen Worten riß sich der Oberlieutenant von seinem Freunde los, welcher ihm starr nachblickte und dann sich mit einem ungeheuern Ge=

lächter ins Bette zurückwarf. Der Oberlieutenant rannte hastig zur Thür und auf die Straße hinaus.

Seine Eile war so groß, daß er gar nicht bemerkte, wie eine vorübergehende Patrouille vom führenden Unteroffizier mit donnernder Stimme zum „Anfaßt 's Gewehr!“ und „Ueber's Gewehr!“ commandirt wurde, bis er endlich vor der Hauptwache stand, vor welcher die aufmerksam spähende Schildwache bei der stürmischen Annäherung des Offiziers mit der Schärpe, eine Visitirung erwartend, mit brüllender Stimme „Wache heraus!“ gerufen hatte. Erst als der wachthabende Lieutenant salutirend vortrat, kam der Oberlieutenant zur Besinnung, ließ die Wache eintreten und fragte zerstreut: „Was vorgefallen?“

„Nein. — Was vorgefallen?“ fragte der Wachthabende dagegen.

„Nein.“

Damit ging der Oberlieutenant weiter, während der Wachthabende ihm erstaunt nachblickte und gern gefragt hätte, was denn in aller Welt dem braven Kameraden seit gestern passirt sei, da er so auffällig mit dem schlechten Intelligenzblatt in der Hand im Sturmschritt aus der Conditorei gerannt war.

Allmählich kühlte die feuchtkalte Luft des Novembermorgens den Dahinstürmenden ab. Der Schritt war nicht mehr unstet und hastig, wenn auch die Eile kaum erheblich nachließ. Das Herz des Lieutenants war der Magnet, der ihm den geraden Weg zeigte, und ein wundervolles, behagliches und beruhigendes Gefühl war es ihm, daß er heute nicht mehr zu fragen und zu forschen brauchte, sondern mit vollem Herzen und Schritt dorthin eilen konnte, wo er gestern alles gefunden hatte.

Er ging bei einer Villa nach der andern vorüber. Er hatte gestern jede genau gemustert und heute sah er sie nicht einmal an.

Da kam aber der Stein Nr. 25 an der Chaussee. Der Weg bog rechts ab. Er ging die Allee hinunter und kam um die Ecke bei den hohen Weißdornbüschen. Heftig schlug sein Herz. Er sah nicht die großen Gebäude, er blickte nur auf das stattliche Wohnhaus. Er ging weiter, wollte eilen und zögerte wieder, indem er den Blick auf das Fenster heftete. Niemand war zu sehen. Da rief dicht hinter ihm die helle Stimme des Herrn Grundmann, der mit herzlicher Freude dem Gaste vom gestrigen Tage treuherzig die Hand bot und ihn willkommen hieß.

Die Gelegenheit war günstig, Herrn Grundmann unter vier Augen die Veranlassung zu erklären, weshalb er heute schon wieder herausgekommen sei. Die Erwähnung des Siegels am schwarzen Kasten versetzte Herrn Grundmann in lebhaftes, bis zur Aufregung gesteigertes Erstaunen. Auch ein solcher schwarzer Kasten war ihm bei dem schon gestern erwähnten Einbruch vor einem Jahre gestohlen worden. Er bat den Oberlieutenant, selbst gegen seine Frau und Tochter Stillschweigen über den Kasten zu beobachten, welcher ja heute den sichern Händen der Polizei überantwortet werden solle und dessen geheime innere Einrichtung von großer Bedeutung für ihn sei. In freudige Bewegung gerieth aber Herr Grundmann, als der Oberlieutenant das Armband vorzeigte, welches er heute früh von seinem Freunde Felsbach erhalten hatte. Auf den ersten Blick erkannte Herr Grundmann das Armband. Es war ein Geschenk, welches er seiner Frau bei der Geburt seiner Tochter Anna gemacht hatte. Er wies selbst darauf hin, daß inwendig sein selbstgewähltes Wappen eingravirt sein müsse. Der Oberlieutenant hatte gesagt, daß sein Freund das Armband bei einem Juwelier gefunden und ihm zur

Disposition gestellt habe. Herr Grundmann erklärte, daß er jede noch so hohe Summe für das Armband zu zahlen bereit sei, und führte seinen Freund mit wahrem Triumph in das Zimmer seiner Frau, welche mit feinem Sinn errathend, was den Oberlieutenant schon heute wieder hierher führe, denselben mit jener schüchternen Freundlichkeit empfing, welche Frauen eigen ist, wenn sie die Verwirklichung ihrer geheimen Ahnungen herannahen sehen.

Die Ueberreichung des Armbandes führte aber sofort über alle Entschuldigungen und Erörterungen hinweg, und die Freude und Rührung der Frau Grundmann war so groß, daß sie zuerst außer Stande war, ihren Dank auszusprechen. Dann aber auch erging sie sich in den lebhaftesten Dankbezeigungen gegen den Mann, welcher in fast wunderbarer Weise heute schon zum zweiten mal ihr einen sehr wichtigen Dienst geleistet und ihr große Verbindlichkeiten auferlegt hatte.

Trotz der lebhaften Unterhaltung konnte der Frau Grundmann die Unruhe des Gastes nicht entgehen, mit welcher dieser die Abwesenheit der Tochter zu bemerken schien. Aber auch sie selbst war in Sorge um die Tochter. Diese hatte seit gestern Abend ver-

geblich eine innere Unruhe zu verhehlen gesucht, deren Ursache dem scharfen Mutterblicke nicht hatte verborgen bleiben können. Auch diese Nacht war nicht ganz ruhig gewesen und heute Morgen hatte die Tochter mit einer früher nicht an ihr bemerkten Erregtheit und Verlegenheit gebeten, wiederum einen Spazierritt machen zu dürfen, um die leichten Kopfschmerzen zu verscheuchen, von denen sie befallen sei.

So war sie schon eine gute Stunde vor der Ankunft des Oberlieutenants, nur vom Reitknecht begleitet, abermals über die Heide nach Erikenau geritten, wo sie der Familie des erkrankt gewesenen Tischlers einen Besuch zugedacht hatte.

Je weniger dem Oberlieutenant die Unruhe der Mutter über die Abwesenheit der Tochter entging, desto mehr wuchs auch seine eigene Ungeduld. Er konnte sich im stillen der peinlichen Sorge nicht entschlagen, daß der nur vom Reitknecht begleiteten Tochter irgendein Unfall oder gar eine Begegnung mit dem in der Heide umhertreibenden Gesindel zugestoßen sein könne, von welchem vor drei Nächten ein so schweres Verbrechen in dem jenseit der Heide liegenden Altendorf verübt, und nach welchem vor zwei Nächten eine Streife durch die Heide angestellt

worden war. Je mehr die Zeit hinging, desto unruhiger wurden beide Theile, bis der Oberlieutenant endlich die Bitte nicht länger unterdrücken konnte, auf dem bezeichneten Wege sich nach der Tochter umsehen zu dürfen. Ueberaus freundlich wurde das Anerbieten aufgenommen, und obschon Herr Grundmann außer Sorge zu sein schien, so freute er sich doch, dem Lieutenant, der sich ja schon gestern als tüchtiger Pferdekenner und Reiter zu erkennen gegeben hatte, sein gutes Reitpferd, welches seit langer Zeit gar nicht geritten war, anbieten zu können, und gab sofort Befehl, eiligst zu satteln.

So rasch dieser Befehl auch ausgeführt wurde, so ungeduldig harrte der Oberlieutenant an der Freitreppe auf die Ankunft des schönen, wenn auch etwas starkknochigen norfolker Halbblutpferdes, dessen mechanische Verhältnisse in der That ausgezeichnet zu nennen waren. Doch konnte er nicht umhin, beim Stellen des Pferdes die regelmäßige Lage der Wirbelsäule, den correcten Ansatz und die richtige Winkelstellung der Schenkelglieder wie deren reine Gelenkflächen zu bewundern. Er schwang sich behende auf. Das Pferd bäumte unter dem fremden Reiter, schien jedoch sofort vermöge der ruhigen Behandlung

des geschulten Reiters mit diesem sich zu verständigen. Die feine Fühlung benutzend, bestimmte der Reiter das feurige Thier, im Schritte vom Hause bis an das Thor zu gehen. Dann aber ließ er es in prächtigen Galop fallen, in welchem der Rand der Heide bald erreicht ward.

Rechts führte, wie Herr Grundmann beschrieben hatte, der Weg nach Erikenau. Links erstreckte er sich nach der Colonie hin. Von dorther also mußte Anna auf der Rückkehr kommen. Der Reiter sprengte hinein in die kahle öde Fläche, welche dem Auge keinen freundlichen Anblick und nirgends einen Ruhepunkt darbot, bis allmählich in der Ferne ein isolirtes Haus, der Mechullekrug, sichtbar ward, bei welchem der Weg in einiger Entfernung vorbeiführte. Der Reiter ließ den Krug hinter sich liegen und folgte der nach rechts sich erstreckenden Krümmung des Weges. Grade als die Sonne das graue Gewölk durchbrach, wie wenn sie das anmuthige Bild in schönster Beleuchtung zeigen wollte, erspähte des Oberlieutenants scharfes Auge in weiter Ferne die dahersprengende Reiterin und in beträchtlichem Zwischenraum hinter ihr den Reitknecht. Gewaltig ließ er das kräftige Roß ausgreifen, welches dem bekannten

Pferde der nahenden Reiterin freudig entgegenwieherte, während auch dieses wie zum Gege ngruß sein Stimme hell ertönen ließ.

Die Reiterin parirte plötzlich. Das aufgeregte Pferd nahte in unfreiwilligem Schritte. Auch der Oberlieutenant zügelte sein Roß. Langsam kam Reiter und Reiterin einander entgegen, beide mit glühendrothem Gesicht, verlegen grüßend, während die einander bekannten Rosse sich freundlich beschnoberten und ein leises freudiges Wiehern ertönen ließen.

Anna besonders war von der unerwarteten Begegnung mitten in der Heide im höchsten Grade überrascht. Erst das Herantraben des Reitknechts gab dem Lieutenant die nothwendige Fassung wieder. Er redete die Dame an, wie das Glück ihn in so hohem Grade begünstigt habe, daß er heute den Aeltern noch einen Fund habe überbringen können, daß diese aber bei seiner Ankunft in Sorge über das Ausbleiben der Tochter gewesen seien und ihm das Glück verstattet hätten, ihr auf die Heide entgegenzueilen, um sie zur älterlichen Wohnung zurückzubegleiten.

Anna dankte mit befangenen Worten und hieß den Reitknecht schnell voraufreiten, um die Ael-

Aeltern zu beruhigen, während sie nachfolgen werde. Der Befehl war rasch; sie wollte ihre Befangenheit verbergen. Aber kaum hatte der Reitknecht sein Pferd in Galop gesetzt, als Anna ihn gern wieder zurückgerufen hätte, da sie nun erst inne wurde, daß sie sich mit dem Oberlieutenant ganz allein auf der weiten Heide befand. Doch der Oberlieutenant hatte schon mit einer kurzen Volte sein Pferd an ihre linke Seite gebracht und bat, da sie vom scharfen Ritte angegriffen sein müsse, den Weg im Schritte mit ihm fortzusetzen. Anna ließ das Pferd langsam vorgehen, und des Oberlieutenants Pferd, so feurig es auch war, machte keine Miene, seinem Stallgefährten vorwegzueilen. So ritten beide im langsamen Schritt nebeneinander her, still und lautlos, wie in einem Trauergefolge, und Anna hatte viel an den Zügeln zu ordnen und die Mähne des Pferdes glatt zu streichen, besonders wenn ein verstohlener Blick durch die gesenkten Augenwimpern sie belehrte, daß des Oberlieutenants Auge mit voller Glut auf ihren schönen Zügen und auf ihren durch die gefällige Reitkleidung anmuthig gehobenen Formen haftete.

Beide fühlten die Nothwendigkeit, daß eine Un=

terhaltung angeknüpft werden müsse. Dies Gefühl steigerte sowol die Verlegenheit als auch den Vorsatz, die Verlegenheit zu bemeistern. Endlich ergriff der Lieutenant das Wort und lobte die schönen und kräftigen Formen seines Pferdes und den zierlichen Bau und die spielende Bewegung des Pferdes seiner Begleiterin. Es entspann sich dabei ein ganz hübsches Gespräch über Pferde und über die edle Reitkunst, wobei jeder Theil im stillen sich darüber verwunderte, daß der andere eine so erstaunliche Fassung habe, seine hippologischen Kenntnisse und Erfahrungen darzulegen, während der zuhörende Theil doch an ganz andere Dinge dachte.

So hatten sie eine gute Wegstrecke nebeneinander zurückgelegt und den Mechullekrug schon ziemlich weit hinter sich gelassen, als ihnen ein Wanderer entgegenkam, in welchem der Oberlieutenant sofort den Jäger wiedererkannte, welchen er gestern Abend beim Oberlehrer Brauer gesehen hatte. Die Begegnung war ihm ebenso unerwartet wie bedeutsam. Er machte seiner Begleiterin eine rasche Entschuldigung, hielt sein Pferd an und fragte:

„Holla Bursche! Du bist der Jäger des Grafen Běeny?“

„Ich bin kein Offiziersbursche und lasse mich auch nicht Du nennen.“

„Unverschämter! Warum gingt Ihr gestern Abend fort, als ich kam?“

„Weil ich keine Aufträge an Sie hatte.“

„Ich wiederhole dir, sei nicht unverschämt, sonst“ — dabei ließ er das Pferd anspringen.

„Ruhig Blut“, sagte der Jäger warnend und einige Schritte zurücktretend, „sonst — —. In der Heide sind wir Menschen alle gleich.“

„Wohin sollte der Kasten?“

„Zum Grafen.“

„Wo ist der Graf?“

„Todt.“

„Todt? Ihr lügt!“

„Oder erschossen. Er hatte eine kleine Unannehmlichkeit mit Gott weiß welchem Cavalier von der grünen Garde und hat die Kugel in der Seite nicht vertragen können.“

„Das ist erlogen. Es war nur auf den Kasten abgesehen.“

„Den Kasten erbt seine Familie.“

„Er ist bereits in den Händen der Polizei.“

„Er ist in sichern Händen!“

Dabei schlug der Jäger ein lautes freches Lachen auf.

Entrüstet wollte der Oberlieutenant auf den Jäger einsprengen, um ihn zu züchtigen, als dieser mit einem tüchtigen Satze zurücksprang, die Büchse von der Schulter riß und auf den Lieutenant anlegte.

„Um Gottes willen!“ schrie Anna entsetzt auf und hatte im Nu mit einer Volte ihr Pferd zwischen den Oberlieutenant und den Jäger gebracht.

„Das ist ein wackeres Liebchen, das sich so stellt vor den Herzallerliebsten! Erspart mir auch eine Kugel“, sagte der Jäger mit heiserm Lachen, indem er die Büchse von der Backe in den Arm nahm. „Aber wir treffen uns wieder!“ setzte er mit drohend erhobenem Finger gegen den Oberlieutenant hinzu. Dann schlug er mit raschen Schritten die Richtung nach dem Mechullekrug ein, von Zeit zu Zeit vorsichtig nach den Reitern zurückblickend.

Diese blieben in einer Situation zurück, in welcher beide Theile von den Gefühlen, welche jeden durchströmten, sich unmöglich Rechenschaft geben konnten.

Anna Grundmann hatte sogleich mit Entsetzen das Herankommen des Jägers bemerkt. Sie war

schon einmal unlängst dem unheimlichen widerlichen Gesicht auf der Heide begegnet, wo er mit frechem Grinsen ihr vertraulich zugenickt hatte. Die ihr später gemachte Beschreibung des Tammerfriedel, des berüchtigtsten Räubers im ganzen Lande, welcher seit einiger Zeit wieder sichtbar geworden sein sollte, paßte genau auf den Jäger. Mit Schaudern sah sie ihn jetzt herankommen und mit Entsetzen mußte sie Zeuge sein, daß der Oberlieutenant, ehe sie es verhindern konnte, den Menschen anredete.

Jetzt aber, wo der furchtbare Mensch sich in seiner ganzen Verworfenheit dem Manne gegenüber zeigte, für welchen sie, durch die seltsamste Kette von Umständen veranlaßt, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme fühlte, wurde sie in der Noth und Bedrängniß sich ihrer wahren Empfindungen für diesen Mann bewußt und stellte in der Angst um ihn sich dem Bösewicht kühn entgegen, der das theuere Leben bedrohte.

So muthig sie nun auch ihr Leben dem verwegenen Menschen darbot, so verwundete die rohe Frechheit, mit welcher der Bösewicht den Schleier von ihrem eigenen innern Leben wegriß, sie auf das tiefste. Sie zog mit krampfhaftem Zuge die

Zügel des Pferdes so stark an, daß dieses sich hoch aufbäumte und mit den Vorderfüßen vor sich hin schlug, als ob es selbst mit Entrüstung die Frechheit des Menschen zurückweisen wolle.

Die Reiterin vermochte kaum noch, sich auf dem Pferde zu halten.

Der Oberlieutenant bereute bitter seine Taktlosigkeit, den Jäger überhaupt in Gegenwart der Dame angeredet zu haben. Er war seit seinem heutigen Gespräch mit dem Baron von Felsbach überzeugt, daß der Graf Věny mit dem Jäger in keiner andern als verbrecherischen Beziehung stehe. Noch weniger mochte er der Andeutung auf ein unglückliches Duell Glauben schenken. Vielmehr erkannte er in dem Auftreten des Jägers nur die Absicht, dem sogenannten Grafen irgendeinen Vorschub zu leisten. Er hatte mit dem vollen Muthe des Mannes und Offiziers den Jäger angeredet und hätte muthig jeden Kampf mit ihm bestanden. Jetzt aber, da der Gegenstand seiner jungen heißen Liebe vor seinen Augen und so ganz unerwartet und heldenmüthig für ihn eintrat und sich selbst zum Opfer für ihn darbot, fühlte er sich tief gedemüthigt bei dem unermeßlichen Glücke, das sich ihm jetzt so plötzlich offenbart hatte.

Er wandte das Pferd wieder an die Seite seiner Begleiterin, welche den Blick fest auf die Mähne des Pferdes geheftet hielt. Bei seiner Annäherung schien sie wie aus einem Traume zu erwachen und heftete mit unaussprechlichem Ausdruck den klaren Blick auf ihn.

„Anna —", sagte der Oberlieutenant tief bewegt. Doch ehe er noch etwas hinzufügen konnte, hatte ein Schlag mit der Reitgerte das Pferd der Reiterin in raschen Galop gesetzt. Er mußte folgen und beide jagten jetzt in gestreckter Carrière über die Heide hin, ohne ferner auch nur ein Wort miteinander zu reden.

In kurzer Zeit hatten sie die Wohnung erreicht, vor welcher die erst vor wenigen Minuten durch den Reitknecht benachrichtigten Aeltern auf der Freitreppe ihre Ankunft erwarteten. Noch ehe der Oberlieutenant absteigen und die Zügel seiner Dame ergreifen konnte, war Anna vom Pferde herabgeglitten und mit einem heftigen Strome von Thränen ihrer Mutter in die Arme gesunken, welche sie mit mütterlicher Zärtlichkeit zu beruhigen suchte und sie in ihr Zimmer führte.

Der Oberlieutenant empfing eine Menge Dank=

sagungen vom Vater, welcher hoch erfreut war, daß der tüchtige Reiter dem in der That fein zugerittenen Pferde volle Anerkennung zollte.

Beim Frühstück erschienen die Damen nicht, und so hatte der Oberlieutenant Zeit und Gelegenheit, sich im Zwiegespräch mit dem liebenswürdigen und jovialen Wirthe zu sammeln, ohne daß er dabei durch Fragen in die peinliche Nothwendigkeit versetzt wurde, das Erlebniß in der Heide zu erzählen, welches Anna und ihn so überaus tief berührte. Noch mehr zerstreute den Gast die spätere Besichtigung der landwirthschaftlichen Gebäude, deren Einrichtungen durchweg als mustergültig angesehen werden mußten. Der Wirth überbot sich beim Herumführen im Sprudel der launigsten und treffendsten Bemerkungen, als hätte er es darauf abgesehen, selbst die verdrießlichste Laune zur Heiterkeit umzustimmen. Das schien ihm denn auch beim Oberlieutenant durchaus zu glücken, sodaß dieser gegen Mittagszeit im besten Humor mit ihm in das Wohnhaus zurückkehren konnte.

Zu Tische kamen beide Damen wieder. Anna erschien etwas blaß, aber gefaßt. Die Mutter ent-

schuldigte ihr Nichterscheinen beim Frühstück, da Anna vom Reiten angegriffen gewesen sei. Sie versicherte aber ausdrücklich, daß Anna sich schnell erholt habe und sich jetzt vollkommen wohl befinde.

Der Oberlieutenant verstand, was Anna durch die Entschuldigung der Mutter sagen wollte, und drückte seine Freude über die beruhigende Erklärung aus. Auch Anna verstand ihn damit. Sie hatte ebenfalls der Mutter nichts von dem Erlebniß in der Heide mitgetheilt, vielmehr nur die gestrige ergreifende Scene mit dem unglücklichen Mädchen aus dem Mechullekrug erzählt und der Mutter Einwilligung erhalten, daß das von aller Welt verlassene Geschöpf in die häuslichen Dienste der Familie aufgenommen werden solle.

Während des Essens führte hauptsächlich wieder Herr Grundmann die Unterhaltung, und das war für den Oberlieutenant und Anna im hohen Grade wohlthuend. Erlebnisse, wie beide heute Vormittag in der Heide gehabt hatten, bedürfen, gerade weil sie die subjective Empfindung überwältigend ergreifen, einer Ausgleichung mit dem täglichen Leben, um zur ruhigen objectiven Anschauung übergeleitet und in dieser Anschauung zur gedeihlichen Lebenserfahrung

zu werden. Die Zerstreuung ist nicht die Ablenkung des Geistes von dem Erlebten, sondern die Verschmelzung des Erlebten mit der Gelegenheit und mit den Genüssen des Umgangslebens und somit eine Versöhnung der Seele mit dem Erlebten, welches in seiner Alleinherrschaft den Geist überwältigen und zersetzen würde. Herr Grundmann war ganz dazu angethan, eine solche Ausgleichung herbeizuführen, ohne eigentlich zu ahnen, welche unmittelbare Wirksamkeit gerade heute sein sprudelnder Humor auf seine Tochter und seinen Gast hatte.

Er schien heute noch aufgeräumter als gestern, und seine drolligen Erzählungen, Bemerkungen und Neckereien erregten und fesselten die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Oberlieutenants. Diesem entging bei seiner Betheiligung an der Unterhaltung auch nicht die Zufriedenheit, mit welcher Anna ihn beobachtete. So bildete sich zwischen den jungen Leuten eine Verständigung, welche geeignet war, in beiden Ruhe und Besonnenheit zu befestigen und beide zu überzeugen, daß das Ereigniß dieses Vormittags für jeden ein sicherer Schatz geworden war, welchen jeder im Herzen tief verschlossen hielt.

So verging der Nachmittag und ein Theil des

Abends in frischer Heiterkeit und Sicherheit, bis der Oberlieutenant sich zum Aufbruch anschickte. Diesmal fuhr aber nicht der Wagen vor. In nicht zu widerstehender herzlicher Weise hatte schon während des Kaffees Herr Grundmann den Oberlieutenant gebeten, sein Reitpferd, welches ihm zu feurig und bei seinen Jahren zu unbequem geworden sei und welches er schon lange bei seinem Commissionär in der Stadt habe einstellen wollen, zu reiten und es ganz als sein Eigenthum zu betrachten. Der überraschte Offizier mochte erwidern was er wollte: Herr Grundmann bat so freundlich und inständig um die Gefälligkeit, daß die Bitte nicht abgeschlagen werden konnte.

Der Abschied von den Aeltern war herzlich und die Bitte um baldigste Wiederholung des Besuchs in der ländlichen Einsamkeit geradezu dringend, wie die Bitte um einen aufopfernden Freundesdienst. Anna war beim Abschied ruhiger, als der Oberlieutenant erwartet hatte.

Herr Grundmann begleitete den Gast bis an die Freitreppe, wo das Pferd ungeduldig des Reiters harrte. Zu seiner Ueberraschung stand des Reitknechts Pferd ebenfalls unfern der Freitreppe.

Herr Grundmann entschuldigte sich, daß er nur erst durch seine Tochter habe aufmerksam gemacht werden müssen, den Reitknecht mitzugeben, damit dieser das Pferd beim Commissionär im Blauen Stern für den Oberlieutenant abliefere. Er verstand die stille Vorsorge der Geliebten, er drückte noch einmal dem liebenswürdigen Wirthe die Hand und flog auf dem feurigen Rosse in den dunkeln Abend hinaus.

In einer Viertelstunde hatte er die Vorstadt erreicht und ritt dann langsam durch die Stadt zu seiner Wohnung. Der Reitknecht nahm ihm das Pferd ab und führte es zurück zum Commissionär im Blauen Stern. Oben in seinem Zimmer war alles von Bastian sauber geordnet. Dieser war heute Abend, da er seinen Herrn auf einem noch dazu ganz fremden Pferde zurückkehren sah, noch erstaunter als am Morgen. Fast schwindelte ihm der Kopf, als sein Herr ihm befahl, sofort andern Morgens im Blauen Stern den Stalldienst bei dem Pferde zu versehen und dafür zu sorgen, daß jeden Morgen das Pferd vorgeführt werde.

Jetzt erinnerte sich der Oberlieutenant seiner Verpflichtung, daß er sich noch am Abend bei seinem Hauptmann zu melden habe. Gleichgültig ergriff er

ein inzwischen abgegebenes Schreiben seines Buchhändlers, überflog es gedankenlos, steckte es ein und begab sich auf den Weg zum Hauptmann von Felsbach.

Der Graf war nicht zu Hause. Der Bediente sagte, daß der Herr Oberlieutenant den Herrn Hauptmann in der Ressource treffen werde. Dahin aber mochte der Oberlieutenant am wenigsten. Er schlenderte daher zum Buchhändler, welcher ihm das Curiosum mitgetheilt hatte, daß eine Dame für das Studium der Heraldik, auf welches sie sich legen wolle, Bücher von ihm verlange, und den als Heraldiker bekannten Oberlieutenant um Rath fragte, welche Bücher er wol der Dame zum Selbststudium empfehlen dürfe. Die Wunderlichkeit dieser Damenlaune fing an, den Oberlieutenant zu reizen, und er trat deshalb beim Buchhändler ein.

Der Buchhändler führte den Oberlieutenant in sein Sprechzimmer, in welches schon mancher arme Literat mit ebenso kühnen Hoffnungen hinein, wie mit bitterer Enttäuschung wieder herausgetreten war. An dem Oberlieutenant hatte sein kritischer Blick noch niemals Symptome der schwer zu heilenden Schriftstellersucht entdeckt. Deshalb trat er dem Ober-

lieutenant mit Unbefangenheit entgegen, dankte ihm verbindlich, daß er sich sogar selbst bemüht habe, und fing nun an, in maliciöser Weise über die Capricen der Damen zu spotten, deren gelehrter Sport sich nun sogar auf die Heraldik erstrecke. Ungeachtet der Oberlieutenant sich in milder und nahezu weicher Stimmung befand, konnte er doch mindestens seine Verwunderung sowie ein leichtes, spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, wodurch der Buchhändler zu noch boshaftern Bemerkungen sich hinreißen ließ, dann aber wirklich bedauerte, daß eine so junge und geistvolle Dame wie Fräulein Grundmann von solcher thörichten Eitelkeit sich habe ergreifen lassen.

Entsetzt hielt der Buchhändler aber inne, als bei Nennung dieses Namens die Hand des Oberlieutenants schwer auf seinen Arm niederfiel und den Arm krampfhaft preßte. Er stand auf und reichte, wie zur Beglaubigung der Wahrheit, empfindlich und mit süßsauerm Gesichte, indem er sich schmerzhaft den Arm rieb, das gestern Abend vom Kutscher des Fräulein Grundmann gebrachte Billet dem Oberlieutenant dar.

Ihre Handschrift! Ihm zur Liebe Heraldik! —

Es war ihm das köstlichste Zeugniß stiller Liebe,

daß sie das Studium wählte, für welches er gestern draußen sein lebhaftes Interesse ausgesprochen hatte. Und nun hatte schon gestern Abend derselbe Kutscher, der ihn zur Stadt gefahren, dies beglückende Zeugniß in der Tasche für den Buchhändler!

Er durchflog die reizende, klare, zierliche Handschrift, während der erschrockene Buchhändler ihn über die großen runden Brillengläser hinweg lautlos anstarrte, als traue er selbst der Brille nicht. Da endlich erhob der Oberlieutenant mächtig seine Stimme, hielt mit dem Billet in der Hand der freien, edeln Wissenschaft der Wappenkunst, die besser und eindringlicher die ewigen Bilder der Geschichte vor Augen führe als alle modernen manierirten Holzschnitt-Illustrationen und dergleichen, eine markige, schwunghafte Lobrede, versicherte dem erstaunten Buchhändler feierlich, daß kein Heraldiker der Neuzeit auch nur entfernt die treue ehrliche Arbeit der Heraldiker des Mittelalters bis in das achtzehnte Jahrhundert hinaus erreiche, daß kein speculirender Buchhändler der Neuzeit im Stande sei, das reine, edle Streben einer herrlichen Frauenseele zu würdigen und zu befriedigen, und daß er daher selbst aus seiner Bibliothek ihm die besten Bücher für die Dame zusenden werde.

Mit dem Billet in der Hand stürmte er fort vom verdutzten Buchhändler. Auf der Straße drückte er es abwechselnd an Herz und Lippen und rannte durch mehrere Gassen ohne zu wissen, welchen Weg er einschlug. Er durchmusterte in Gedanken seinen ganzen heraldischen Bücherschatz. Bald wollte er die ganze Bibliothek, bald die prachtvollsten, bald die instructivsten Bücher schicken.

Aber die Geliebte durfte nicht ahnen, daß ihr stilles Geheimniß entdeckt sei. In allen seinen Büchern hatte er seinen Namen auf das Titelblatt geschrieben. Er wußte Rath: er eilte zur Hofapotheke, um Oxalsäure zur Vertilgung der Handschrift zu kaufen. Er blickte auf. Er war nicht weit von der Hofapotheke. Zwei helle Gaslaternen brannten vor der Thür. Er stand darunter still und vertiefte sich wieder entzückt in die reizende Handschrift.

Da weckte ihn ein Schlag auf die Schulter. „Hallo! Schon zurück?“ ertönte des Hauptmanns Stimme hinter ihm.

„Ja, zurück, lieber Felsbach. Ich war schon in deiner Wohnung“, erwiderte der erschrockene Oberlieutenant mit Verlegenheit. „Aber laß mich, ich muß in die Apotheke.“

„In die Apotheke? Wol das Recept zum niederschlagenden Pulver? Thut dir noth. Laß sehen, was verschreibt der Doctor?“

Damit langte er nach dem Billet, welches der Oberlieutenant mit hastigem Griff ihm entzog und einsteckte. „Nein“, stotterte dieser, „Oxalsäure — Javellische Lauge. Laß mich!“

„Gift — um Gottes willen — Gift! Mensch, bist du wahnsinnig?“

„Laß mich“, entgegnete der Oberlieutenant, „ich muß hinein!“ Damit riß er sich los und stürzte in die Apotheke hinein.

„Wahnsinnig — wahnsinnig — wahnsinnig!“ murmelte der Hauptmann kopfschüttelnd vor sich hin, „und alles aus Liebe. Aber der Apotheker ist ein vernünftiger Mann. Ich muß die Person sehen und ihm abspenstig machen. Das ist Freundespflicht. Sie logirt im Hôtel Bellevue.“

Damit ging der Hauptmann gelassen weiter.

II.

Auch der Assessor hatte heute frühzeitig das Lager verlassen. Er hatte einen ernsten Tag vor sich. Die schmerzlichen Erinnerungen an Josepha Taube mußte er verwinden, da der Drang der Geschäfte heute seine angestrengteste Aufmerksamkeit erforderte. Es galt vor allem, weitere energische Verfügungen wegen der Wiederergreifung des flüchtigen Kellners Schnuppe zu treffen, die schuldigen Beamten zur Strafe zu ziehen, den mit der Magd zur Residenz transportirten Schulzen von Altendorf über den Raubanfall, und den Kober aus der Mechulle über den Besitz der Dose des Ministers zu vernehmen. Er hoffte, nicht nur alle diese Angelegenheiten zu erledigen, bevor er zum Diner auf die Villa hinausfuhr, sondern auch noch vorher Josepha Taube im Hôtel Bellevue aufzusuchen, um nochmals den Versuch zu machen, sie zu beruhigen und von der Verbindung mit dem unwürdigen Manne abzubringen.

Er begab sich auf das Polizeigebäude, ordnete an, daß der Commissar Monday nach Wiesenau fahren solle, um dort dem flüchtigen Kellner nachzuspüren, während der Commissar Enders heute Nacht nochmals eine Durchsuchung der Mechulle vornehmen sollte. Dann fuhr er selbst zunächst ins Krankenhaus, um den Schulzen mit der Magd zu vernehmen.

Das Verhör sowie die Aufzeichnung der Krankenberichte nahm viel Zeit in Anspruch. Das wichtigste Ergebniß war, daß der im Schlafe überfallene Schulze den unter dem Namen Koppel Schnut bekannten Hirtensohn Jakob aus Altendorf, einen erst vor wenig Monaten aus dem Zuchthause des benachbarten Landes entlassenen Einbrecher und Umhertreiber, an der Stimme erkannt hatte, als dieser ihn unter schweren Bedrohungen zum Stillschweigen und zur Herausgabe der Schlüssel aufgefordert hatte. Der Schulze hatte den Jakob beim Namen genannt und diese Unvorsichtigkeit hatte seine Knebelung und das Anzünden des auf der Tenne liegenden Dreschstrohes zur Folge gehabt. Auch die Magd hatte in der dunkeln Kammer den Jakob an seiner heisern Stimme erkannt, da dieser wenige Tage vorher den Schulzen in zu-

dringlicher Weise um Unterstützung gebeten, sich dabei überall umgesehen hatte und ihm dabei sogar bis in die Wohnstube gefolgt war.

Die unter den Reiseeffecten des Kellners befindliche Uhr wurde vom Schulzen als sein ihm geraubtes Eigenthum anerkannt. Weiter konnte vorderhand nichts erreicht werden. Die Flucht des Kellners war der fernern Untersuchung in hohem Grade hinderlich. Die Verfolgung desselben mittels Steckbriefs erschien dringend geboten.

Beim Verhör des Kobers aus der Mechulle war noch weniger zu gewinnen. Wie Enders dem Assessor mittheilte, hatte der Kober in seiner Gefangenzelle durch die Indiscretion des schwatzhaften alten Lorenz Meyer die Flucht des Kellners erfahren und blieb nun mit seinem glatten, freundlichen Lächeln und seinen frommen Betheuerungen unerschütterlich bei der schon in der Streifnacht gegebenen Erklärung, daß er die bei dem sterbenden Kinde gefundene goldene Dose von einem unbekannten Gaste als Pfand für die Zeche erhalten und sie bei der Recherche versteckt habe, damit sie nicht etwa als gestohlen betrachtet und ihm abgenommen werde. Die Beschreibung des Gastes ward mit jener nur geschulten Gaunern

möglichen meisterhaften Allgemeinheit gegeben, wie sie fast auf jeden Menschen paßt und daher auch von jedem erfahrenen Inquirenten umgangen wird, indem jede von einem Gauner gegebene Personalbeschreibung, entsprechend dem Talleyrand'schen Bonmot, nur dazu dient, die Person zu verstecken.

Die weitere Untersuchung wegen der Flucht des Kellners Schnuppe ergab, daß die Zahl der wirklich schuldigen Beamten geringer war, als der Assessor vermuthet hatte. Die Bestrafung des rapportführenden Constablers vom Nachtposten sowie der beiden Constabler, welche den Arbeiter Berner gemißhandelt hatten, blieb vorbehalten. Um für die Schuldigen die Strafe möglichst zu lindern, war der Constabler Schulze IV. verschlagen genug, im trockenen und ehrlichen Tone dem Assessor zu erzählen, daß durch seine Unvorsichtigkeit mittels einer weggelegten brennenden Cigarre der Schrank in der Wachtstube in Brand gerathen und, während alles zum Löschen herbeigeeilt, der Kellner entflohen sei. Zur Bewahrheitung dieser Erklärung bezog sich Schulze IV. auf die noch nasse nächtliche Malerei und hatte die Genugthuung, daß der Assessor bei dem Augenschein des höchst wunderlich mit braunrothen Leisten und

Kanten bemalten Schranks nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte.

Während in der Wachtstube der Constabler Schulze IV. von der Phalanx seiner anfangs im höchsten Grade bestürzten Genossen als einer der muthigsten, edelsten und klügsten Größen des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen und ihm für die herrliche Großthat ewige Freundschaft und baldige Veranstaltung einer für ihn kostenfreien Simche gelobt wurde, war dem Assessor der Bericht des Commissars Enders peinlich, daß Fräulein Josepha Taube heute Morgen ihre Paßkarte zur Abreise habe zurückfordern, daß der Paßschreiber Kränzel es sich nicht habe nehmen lassen, der Dame die Paßkarte selbst ins Hotel zu bringen, und daß ferner Kränzel bei seiner Rückkehr vom Inspector Stolze Urlaub erbeten und eigenmächtig bewilligt erhalten habe.

Enders konnte dabei nicht die bittere Bemerkung unterdrücken, daß Kränzel dieser Dame gegenüber seine Beamtenstellung gemisbraucht und sie vermessener- und lächerlicherweise mit zudringlichen Anträgen belästigt habe. Auch sei es Kränzel gewesen, der vor acht Tagen die Dame, als sie zufällig in den Garten des Bankiers Jonah getreten sei, eigenmächtig

in das Paßbureau habe führen lassen, und der sie von dort aus ebenso eigenmächtig wieder entlassen, zugleich aber auch, von ihrer Schönheit ergriffen, sie mit Zudringlichkeiten überhäuft, diese auch noch heute fortgesetzt und wol nur darum den Urlaub nachgesucht habe, um die Dame auf der Reise zu begleiten.

Zur größten Freude des gesammten Polizeipersonals erhielt der allen verhaßte Inspector Stolze für die unbefugte Beurlaubung des Paßschreibers Kränzel einen Verweis.

Der Inspector Stolze aber steckte nach Entfernung des Assessors wuthentbrannt den Kopf in die Thürspalte der Schmire und schwur bei allen Heiligen, er werde nächster Tage dem Assessor den Staar stechen über die „Schw—wirthschaft“, die hier abends und spät nachts getrieben werde, zog aber noch wüthender den Kopf zurück, als die ganze Mannschaft im übermüthigen Chor den heitern Gesang anstimmte:

Das größte Portemonnaie
Hat Ladewig, hat Ladewig!

Der Assessor hatte sich inzwischen nach Hause begeben, Toilette gemacht und fuhr nun hinaus auf die Villa des Ministers zum Diner.

Der Oberlehrer Brauer war am Morgen erst spät erwacht. Der Kopf war ihm wüst und heiß. Er hätte gern an einen schweren Traum geglaubt. Aber es war alles Wirklichkeit. Vor ihm auf dem Tische lag Bertha's Billet, seine schwere Anklage, auf welche er heute verurtheilt werden sollte, während der freie Mann mit freiem Muthe stolz hätte werben und fordern können.

Die Zeit rückte vor. Er sollte schon um neun Uhr kommen. Er wollte noch einen Blick hinüberwerfen auf das Fenster der Geliebten, und trat ins Studirzimmer. Beim Oeffnen der Thür klapperte das Fenster, welches er gestern Abend nach dem Aufziehen des Rouleau geöffnet hatte und zu schließen vergessen haben mußte. Die beiden Blumentöpfe waren beiseitegeschoben. Er blickte durchs offene Fenster hinüber und schloß es sodann. Endlich machte er sich auf zum entscheidenden Gange.

Beim Geheimen Regierungsrath war alles vorbereitet. Alles war ängstlich bemüht gewesen, jedes Hinderniß, jeden Anstoß zu vermeiden. Aber diese Beseitigung war gerade das Entmuthigende für Brauer, weil nun um so mehr die freie und entschiedene Selbständigkeit hervortreten sollte. Irgendein

Aufenthalt, ein kleines Hinderniß hätte einen Anhalt gegeben, um den zagenden Geist in elastische Bewegung zu bringen. Auch das fehlte ihm. Er fühlte den dumpfen Druck seiner Armuth um so mehr, je lebendiger sich die Erinnerung an die schönsten Momente seines Lebens in ihm hervordrängte, da er, allein und verlassen in der Welt stehend, muthig strebte in dieser seiner Armuth, mit Hindernissen aller Art kämpfte und gerade durch den Kampf sich stark fühlte und noch mehr kräftigte. So aber trat er vor den Vater der Geliebten, mit der schweren Schuld gegen beide und gegen sich selbst im Herzen. Sprachlos und mit den bittersten Empfindungen sank er an die Brust des edelmüthigen Gönners, welcher ihn herzlich in die Arme schloß und seine Tochter still und bewegt in die Arme des tieferschütterten jungen Mannes legte.

Aber neben der Gruppe schlug ein Herz in wunderbarer Erhebung, ein freies reines Herz, das unendlich tief glaubte, liebte und hoffte. Hedwig flog auf den Vater zu und umschloß ihn mit heißer, inbrünstiger Liebe. Der Vater wußte, welches Kleinod er an sein Herz drückte.

In stillschweigendem Einverständniß verließen

Vater und Tochter die Liebenden. Der Vater zeigte sofort durch ein Billet dem Minister die Werbung des Oberlehrers Brauer an und bat, heute beim Diner die versammelten Gäste mit der Verkündigung der Verlobung zu überraschen. Dann ging er auf das Regierungsgebäude und Hedwig auf ihr Zimmer, wo sie mit stillem, sinnigem Lächeln ihre Toilette zu machen begann, welche heute zur Verwunderung des Kammermädchens sorgfältiger und gewählter ward als je zuvor.

Dr. Schwarz war seiner Gewohnheit nach zeitig aufgestanden und hatte kaum den Kaffee getrunken und seine Patientenliste durchgesehen, als er sich auch schon zum Besuch einiger Schwerkranken anschickte. Er registrirte noch den Tod der Frau des Lithographen und schrieb den Todtenschein aus: „Gestorben an Schwindsucht.“ Er schüttelte dazu schmerzlich den Kopf, da ihm gerade hierbei wieder das Los des Arztes bitter aufs Herz fiel, welcher gezwungen ist, stets eine bestimmte Krankheitsform als Todesursache zu constatiren, während doch unendlich viele Menschen an so manchen namenlosen Krankheiten, wie am Elend und an gebrochenem Herzen sterben. Die arme Dulderin war am Elend und

an der übermächtigen Gewalt tiefen Seelenkummers gestorben, welchen eher jeder barmherzige Mensch mit Hülfe und Seelentrost, als der Arzt mit seiner Medicin hätte heilen können. Warum kann denn nicht immer auch die innere tiefe Noth den Arzt finden, der da im Grunde der menschlichen Seele das Gottvertrauen als wahre, natürliche, gesunde Constitution des Menschen weckt und gegen das äußere Elend kräftigt?

Er machte seine ärztlichen Besuche, fuhr in das Polizeibureau, und da hier nichts vorgefallen war, zum Präsidenten der Versorgungs= und Waisenanstalt, wo er für die Kinder der Verstorbenen Aufnahme in die Waisenanstalt beantragte und Namen und Alter der Kinder registriren ließ. Dann fuhr er zur Wohnung der Verstorbenen. Die Leiche lag still und ruhig da. Der Tischler nahm das Maß zum Sarge. Der Arzt schloß das Zimmer wieder ab und händigte der Hauswirthin den Schlüssel wieder ein.

Es machte überraschenden Eindruck auf ihn, als diese ihm mittheilte, daß der Commerzienrath Marner schon früh dagewesen sei und Einlaß in das Sterbezimmer verlangt habe. Mit Genugthuung

erfuhr er aber, daß die Hauswirthin den Commerzienrath selbst auf sein dringendstes Begehren um Einlaß bestimmt abgewiesen habe, da die Verstorbene ihr noch wenige Tage vor ihrem Abschiede den Namen des Commerzienraths Marner mit tiefem Abscheu genannt hatte.

Der Arzt billigte das Verfahren der standhaften Frau und nahm ihr sogar noch das ausdrückliche Versprechen ab, durchaus niemand in die Wohnung der Verstorbenen einzulassen, da die Behörde werde einschreiten müssen und die Leiche sofort nach der Einsargung in die Leichenkapelle gebracht werden solle. Die wackere Frau verhieß ihm, seinem Gebot streng nachzukommen, und übergab ihm dann ein Bund Schlüssel, welches die Kranke ihr noch bei jener Gelegenheit zur Aushändigung an den Arzt übergeben hatte. Dieser fuhr zu seiner Wohnung und von da nach kurzer Toilette zum Diner des Ministers.

Er fand die Gäste bereits versammelt. Der Minister zeigte alle Liebenswürdigkeit des feinen Weltmanns und Wirths. Niemand hätte ahnen sollen, wie viel Widerwärtiges gerade zum heutigen Feste auf ihn eingedrungen, und besonders wie un=

gelegen ihm die Anzeige seines Freundes von der Werbung des Oberlehrers um seine Tochter gekommen war. Er ahnte den Zusammenhang und durfte doch nicht seinen Liebling Hedwig des Verraths zeihen. Er hatte gestern eine zu ernste Lehre von Hedwig empfangen. Es war ihm ferner peinlich, daß die goldene Dose sich wiedergefunden hatte und jedenfalls bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung eine Rolle spielen sollte. Noch dazu war ihm wirklich mit der Stadtpost das von der Dose losgetrennte Porträt des Fürsten zugesandt und bei der Stempelung des Postcouverts das Elfenbein zerbrochen worden. Er hätte viel lieber den Verlust der Dose ertragen, als die drohende Oeffentlichkeit und den Spott, welcher sich bei solcher Gelegenheit immer breit zu machen pflegt.

In dieser Stimmung fühlte er sich zwiefach gedemüthigt, daß er das zufällig von ihm erlauschte stille Glück zweier Liebenden hatte profaniren und sogar einen Eclat damit machen wollen. Seine Verkündigung der Beförderung des Oberlehrers zum Professor und der Verlobung desselben mit der Tochter seines Freundes hatte aber jetzt im Ausdruck so viel Bescheidenes und Demüthiges für ihn selbst, daß

Hedwig ihre Bewegung über diese Selbstdemüthigung des hochgestellten Mannes kaum unterdrücken konnte, da doch ihm der neue Professor wirklich alles zu verdanken hatte. Ihre eigene Empfindung, daß sie nun am Ziel langgehegter heißer Wünsche stand, war jetzt die vollkommenste stille innere Genugthuung, während sie unter andern Verhältnissen in lauten Jubel hätte ausbrechen können.

Während der Minister in dieser Weise seine ursprüngliche Rechnung nicht gefunden hatte, waren auch unter den Gästen mehrere, welche ungeachtet der glänzenden Bewirthung und der allmählich zur Lebhaftigkeit gesteigerten Unterhaltung doch das Ende der Tafel herbeiwünschten, und vor allen war dies beim Dr. Schwarz der Fall. Er hatte, da er gerade der letzte der eingetroffenen Gäste gewesen war, den Assessor nicht sprechen können, dem er doch so wichtige Dinge mitzutheilen hatte. Endlich gegen halb neun Uhr ward die Tafel aufgehoben. Dr. Schwarz suchte den Assessor auf und zog ihn in ein besonderes Zimmer, um ihm über den Kasten des Grafen Beeny in dem Hause des Professors Brauer Mittheilung zu machen, als gerade der Commissar Enders sich melden ließ, um den Assessor in dring-

licher Angelegenheit zu sprechen. Enders mußte eintreten und berichtete mit einiger Aufregung eine allerdings sehr auffällige Begebenheit.

Es war nämlich heute Mittag eine Unterschlagung des Constablers Pümpel entdeckt worden, welcher den Arbeiter Berner im Elysium arretirt hatte. In dem Zimmer, in welchem die Arrestation stattgefunden hatte, war das auf der Erde liegende Souvenir vom Constabler aufgehoben und eingesteckt worden. Aus dem Souvenir war ein Fünfundzwanzigthalerschein herausgefallen und vom Constabler aufgenommen, aber nicht mit dem Souvenir abgeliefert, sondern unterschlagen worden. Der Constabler hatte heute Vormittag den Schein bei einem Geldwechsler umsetzen wollen, dieser aber hatte mit seinem geübten Blick den ganz neuen Schein als gefälscht erkannt, dessen Herausgabe, trotz der heftigen Drohungen des Constablers, verweigert und sogar Anzeige beim Commissar Enders gemacht. Der Constabler hatte, um nicht der wissentlichen Ausgabe falschen Papiergeldes bezichtigt zu werden, die Unterschlagung gestehen müssen. Die vorgenommene Vergleichung mit den übrigen im Souvenir enthaltenen Kassenscheinen hatte ergeben, daß alle Kassenscheine gefälscht waren.

Enders fügte hinzu, daß das Souvenir vom Commerzienrath Marner herrühre und daß nach den weitern Nachforschungen und Combinationen sich auf das Vorhandensein einer beträchtlichen Anzahl solcher Kassenscheine schließen lasse, welche Marner durch geheime Agenten zu vertreiben beabsichtige oder wol gar schon habe vertreiben lassen.

Wie ein Blitzstrahl fuhr dem Arzt der Gedanke durch den Kopf, daß der Kasten des Grafen Venty hier eine Rolle spiele. Auf seine sofortige Frage erwiderte der Commissar mit einem bedeutsamen Lächeln gegen den Assessor, daß Marner der Bankier des Grafen gewesen sei und dessen Besuche öfter empfangen habe, als gerade zum Incasso der Wechsel des Grafen erforderlich gewesen sei.

Der Assessor war ebenso überrascht durch die Meldung des Commissars wie durch die Frage des Arztes. Er machte sowol dem Geheimen Regierungsrath als auch dem Minister Mittheilung.

Es ward eine sofortige Haussuchung beim Commerzienrath Marner und je nach dem Ausfall die Verhaftung desselben beschlossen, zumal Dr. Schwarz bedeutende Momente aus den Mittheilungen der

verstorbenen Frau des Lithographen hinzufügte. Die Erwähnung des Kastens, dessen Besitz der Professor bestätigte, befestigte in allen den Gedanken, daß der Kasten wichtige Beweismittel enthalten müsse. Bei der Dringlichkeit der Sache fuhr der Assessor in Begleitung des Arztes und des Professors zur Stadt, um den Kasten in polizeiliche Verwahrung und Untersuchung zu nehmen. Im Drange seiner schmerzlichen Gefühle hatte der Professor noch nicht wieder an den Kasten und an dessen Ablieferung gedacht. Zur Strafe dafür durfte er nicht einmal am Verlobungstage seine Braut nach Hause begleiten, sondern mußte dies dem Vater überlassen. Der Minister konnte bald zur Stadt folgen, da die Gäste ohnehin sich nacheinander zu entfernen angefangen hatten.

Unsaglich schmerzhaft war es dem neuen Professor, unter solchen Umständen an diesem Abend seine einsame Wohnung aufsuchen zu müssen. Er sehnte sich nach diesem so schmerzlich begonnenen und so glücklich abgelaufenen Tage mit allem Verlangen nach einer stillen Abendstunde im engern Kreise der Familie, in welcher er bisher nur schüchterner Gast gewesen und deren berechtigtes Mitglied er nun geworden war. Wie ein Verbrecher saß er im Wagen

neben dem Assessor und dem Arzte, welche im lebhaften Gespräch über die erfolgverheißende Angelegenheit begriffen waren.

Der Wagen hielt vor des Professors Thür. Oben auf dem Vorplatz hatte die theilnehmende Familie des Hauswirths immergrüne Kränze und Guirlanden um die Thüren aufgehängt und wurde noch bei den letzten Anordnungen von den drei Männern überrascht. Alles das war dem Professor schmerzlich. Er trat mit den Freunden ein, nahm das Licht, ging durch die Wohnstube und Schlafstube in das Studirzimmer, suchte den Schlüssel vom Bunde und steckte ihn ein, um den Kasten oben aus dem mittlern Schrank auf dem Schreibtische herauszulangen.

Der Schlüssel schloß nicht. Der Professor zog ihn aus und besah ihn verwundert. Es war doch der richtige. Er steckte von neuem ein: der Schlüssel schloß wieder nicht. Der Assessor versuchte zu schließen, ebenso der Arzt: der Schlüssel konnte nicht herumgedreht werden. Es wurde rasch zum Schlosser geschickt. Dieser erklärte, der Schloßriegel stehe auf halbem Schluß, d. h. er sei mit einem Nachschlüssel geöffnet und unvollkommen wieder zugeschlos-

sen worden. Behende öffnete er das Schloß mit dem Dietrich und bewies durch wiederholtes geläufiges Auf- und Zuschließen, daß der Schlüssel in des Professors Bunde ebenso gut in Ordnung sei wie jetzt wieder das Schloß, und empfahl sich. Der Assessor ergriff das Licht. Der Professor öffnete beide Schrankthüren und — sank wie vernichtet zurück in den Lehnstuhl: der Kasten war fort!

Sprachlos starrten die Freunde einander ins Gesicht. Des Assessors Blick fiel auf die beiden noch beiseitegeschobenen Blumentöpfe. Er leuchtete gegen das Fenster. Dicht unter jedem der beiden Fensterhaken war ein frischgebohrtes Loch sichtbar von einem halben Zoll Durchmesser. Des Assessors geübter Blick erkannte sofort, daß hier nach der sehr alten und in der Neuzeit von geschulten Gaunern wieder aufgenommenen Methode das Fenster dicht unter dem Haken von außen angebohrt, der Haken inwendig mittels der Hebelkraft des Bohrers von unten in die Höhe gehoben und so der Eingang ins Zimmer durch das Fenster gewonnen, der Schrank aber mit einem Nachschlüssel geöffnet war. Die frischen Spuren der Leiterschenkel auf dem Gartenbeet unterhalb des Fensters paßten genau zu der unsern

beiseiteliegenden Gartenleiter. Es war offenbar: der Kasten war von diebischer Hand entwandt worden.

Nur mit Mühe konnte der Assessor die bruchstückweise Erzählung aus dem Munde des fast vernichteten Professors herauslocken, daß gestern Abend der angebliche Jäger des Grafen Brenty dagewesen sei, mit Unverschämtheit und sogar mit Drohungen die Herausgabe des Kastens verlangt und bei der unvermutheten Erscheinung des Oberlieutenants Roß, dem der Jäger bekannt gewesen sei, sich hastig entfernt habe.

Es war klar, der Jäger war in der vergangenen Nacht durch das Fenster gestiegen und hatte den Kasten aus dem Schranke entwandt, während hart neben dem Zimmer der Professor erst in später Nacht das Licht gelöscht und dann in unruhigen Träumen in seinem Bett gelegen hatte. Aus der Personalbeschreibung, welche der Professor von dem Jäger machte, ward es dem Assessor klar, daß der Jäger eine und dieselbe Person sei mit dem furchtbaren Tammerfriedel selbst, dessen Signalement schon längst allen Polizeibeamten aufgegeben war, und daß dieser die verwegene nächtliche That verübt hatte, welche

er schon gestern Abend mit frecher Gewalt in Gegenwart des Professors hatte unternehmen wollen und nur wegen der rettenden Dazwischenkunft des Offiziers hatte unterlassen müssen. Es war keine Zeit zu verlieren. Der Oberlieutenant Roß konnte vielleicht Auskunft geben, wo er den Jäger früher getroffen und wo man dessen Aufenthalt zu vermuthen habe. Alle drei Männer machten sich ungesäumt auf zum Oberlieutenant.

Dieser war seit einer Stunde in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte ein Fläschchen mit Javellischer Lauge und eins mit Oxalsäure aus der Tasche gezogen und auf den Tisch gestellt. Schon unterwegs hatte er überlegt, daß noch immer die heraldischen Handbücher des vorigen Jahrhunderts die besten und instructivsten seien und daß die „Einleitung zur Wappenkunst von Dr. Johann Wolfgang Trier, öffentlichem Professor zu Leipzig" vom Jahre 1714, abgesehen von kleinen Irrthümern und Mängeln, das beste zum Selbstunterricht für Anna Grundmann sei. Er schob daher den Spener, Gatterer, Reinhard, Joseph Edmondson und selbst das prachtvolle große Weigel'sche Wappenbuch beiseite, begann seine chemische Operation beim Trier und nahm mit einem

seltsamen Gemisch von Rührung und Freude wahr, daß die Javellische Lauge seinen auf dem Titelblatt dicht über dem Kopf der Klio geschriebenen Namen ganz herrlich weggetilgt und weder dem Kopfe der Klio noch der Umschrift „Dies diem docet.“ irgendwelchen Schaden zugefügt hatte.

Zufrieden betrachtete er das Werk seiner chemischen Mühewaltung, als er zu seiner Beängstigung an dem Buche den Fehler der meisten Bücher in Privatbibliotheken, namentlich im Besitze von Gelehrten, bemerkte: das Buch duftete überaus stark nach Taback.

Aber auch über diese Klippe half ihm das Genie und der Muth der Liebe hinweg. Der ehrliche Bastian wurde im Sturmmarsch zur Apotheke commandirt, kam athemlos mit einer Flasche Räucherpulver zurück, langte in hastigem Diensteifer die glühenden Kohlen mit den Fingern in das Feuerbecken, und stand erwartungsvoll, was sein Herr nunmehr beginnen werde, welcher ihm seit gestern so manchen Anlaß zu banger Bedenklichkeit gegeben hatte.

Zu seinem Erstaunen schüttete sein Gebieter den halben Inhalt des beträchtlich großen Fläschchens auf das Kohlenbecken, aus welchem sofort ein unge-

heuerer Qualm sich entwickelte und in kurzer Zeit das ganze Zimmer einhüllte.

In der bangen Besorgniß, daß sein heute so ganz veränderter Herr einen verzweifelten Erstickungstod beabsichtige, beschloß die treue Seele, als braver Soldat und treuer Diener muthig mit seinem Herrn zu sterben, und suchte in rührendem Dienstgehorsam soweit möglich den Kitzelhusten zu unterdrücken, zu welchem seine Respirationsorgane fortwährend gereizt wurden.

Der Oberlieutenant hatte den Einbanddeckel der Trier'schen „Wappenkunst" mit beiden Händen gefaßt und hielt die Blätter des reichlich tausend Seiten starken Buchs über die Kohlen gesenkt, indem er mit langsamen Schwingungen dem Rauche Eingang zwischen die Blätter zu verschaffen strebte. Ihn selbst reizte der Qualm nicht zum Husten, da er diesen, im eigentlichen Widerspruche mit der ganzen Hauptoperation, durch den Dampf seiner Cigarre angemessen paralysirte.

So stand er da, im dunkeln Schlafrock und mit der rothen, goldgestickten Rundmütze auf dem Kopfe, einem weisen Magier des Morgenlandes nicht unähnlich, der mit der Kraft seines Zauberbuchs die

Geister heraufbeschwört, während der ehrliche Bastian wie sein spiritus familiaris unbeweglich, halb erstarrt vor Erstaunen und mit schwerem Kampfe den Husten unterdrückend, zur Seite stand und zuschaute.

Während der liebesselige Oberlieutenant so beschäftigt war und schon den verlangenden Blick auf den Rest des Räucherpulvers im Fläschchen warf, um auch diesen noch auf das Kohlenbecken zu schütten, wurde die Thür hastig geöffnet und vor den Blicken des Oberlieutenants eine Gruppe von drei Männern sichtbar, welche befremdet und scheu in der Thür stehen blieben, obgleich ihre erste Bewegung beim Eintritt eine fast ungestüme war. Das verklärte bärtige Gesicht des Oberlieutenants, das helle Funkeln seiner Cigarre und der feste Blick, mit welchem er sich anstrengte, durch den Qualm die störenden Ankömmlinge zu erkennen, hatte für den Assessor, den Arzt und den Professor, welche durch ihre Erscheinung die drei übrigen Facultäten zu seinem magischen Walten ergänzen zu wollen schienen, etwas höchst Ueberraschendes.

Der Luftzug, welchen das rasche Oeffnen der Thür erregt hatte, setzte den dichten Qualm in Bewegung und aus den zerrissenen Nebelwolken tönte

den Ankömmlingen ein freundlicher Gruß entgegen, der von einem schallenden Zusammenklappen des hinlänglich durchräucherten Buchs begleitet wurde. Die befreundeten Männer traten näher, und ihre befremdeten Blicke auf das mystische Kohlenbecken wurden durch dessen Entfernung beseitigt, welche der ehrliche Bastian mit der freudigen Geschwindigkeit bewirkte, mit welcher man ein todbringendes Uebel unschädlich macht.

Es kam zu raschen Erörterungen. Das Erstaunen des Assessors über die heutige Begegnung des Oberlieutenants mit dem Jäger in der Heide und über die freche Aeußerung des Jägers, „daß der Kasten in Sicherheit sei", war groß. Es war zweifellos, daß der Jäger den Kasten entwandt hatte. Der Assessor pries sich glücklich, daß er den Commissar Enders angewiesen hatte, noch in dieser Nacht eine zweite Recherche in dem Mechullekrug vorzunehmen, und hoffte mit Sicherheit, daß dort der Jäger und der Kasten gefunden werde.

Es schien, als ob einer den andern überbieten wollte an frappanten Mittheilungen, sowie der Assessor dem Oberlieutenant von den falschen Kassenscheinen erzählte, welche im Souvenir des Commer=

zienraths Marner gefunden waren, und der erschrockene Oberlieutenant darauf wieder erwähnte, daß der Graf Felsbach seine Anleihen, welche mehrere tausend Thaler betragen hatten, in neuen Fünfundzwanzigthalerscheinen zurückgezahlt erhalten habe.

Es war keine Zeit zu verlieren. Marner schien namentlich nach der Mittheilung des Arztes der Hauptverbrecher zu sein. Er mußte noch heute Abend überrascht werden. Der fast vernichtete Professor wurde zu seiner Braut entlassen. Der Arzt und der Oberlieutenant begleiteten den Assessor zum Polizeigebäude. Der Assessor nahm das Souvenir aus dem Depositenzimmer an sich und fuhr in Begleitung des Arztes und Oberlieutenants vor das Sterbehaus, um dort mit weitern Beweismitteln für die Schuld des Commerzienrathes sich zu versehen. Zu des letztern Hause wurden auch mehrere Constabler commandirt, um in einiger Entfernung von demselben der weitern Befehle gewärtig zu sein.

III.

Am Perron des Bahnhofes stand der Schnellzug, welcher punkt zehn Uhr von der Residenz abgehen sollte. Schon hatte die Glocke das zweite Signal gegeben, der zugführende Conducteur mit schnarrender Stimme „Zeit zum Einsteigen!“ gerufen und die Thüren der Coupés geöffnet: da eilte eine schwarzgekleidete Dame, es war Josepha Taube, mit einer kleinen Reisetasche in der Hand auf einen alten Mann von würdigem Ansehen heran und bat ihn mit ängstlicher Miene, sie auf der Fahrt unter seinen Schutz zu nehmen gegen einen Menschen, welcher sie mit Zudringlichkeiten verfolge und gerade jetzt auf dem Perron ihr besonders lästig gefallen sei. Der alte Mann bewilligte mit freundlichem Ernste die Bitte, führte die Dame an ein Coupé zweiter Klasse und nahm mit ihr den Sitz in dem-

selben ein. Beide hatten einander schon längere Zeit auf dem Perron mit gegenseitigem Interesse betrachtet, als ob irgendeine Aehnlichkeit oder eine Erinnerung ihre Aufmerksamkeit errege, und jetzt im Coupé, wo sie einander gegenübersaßen, ließ jeder den forschenden und fragenden Blick über die Züge des andern streifen. Ihre Aufmerksamkeit wurde jedoch bald durch einen Menschen in Anspruch genommen, welcher hastig ins Coupé trat und seinen Platz dicht neben der Dame einnahm. Ein leiser Schreckensruf und ein bittender Blick der Dame belehrte den alten Mann, daß der Eingestiegene gerade der Mensch sei, gegen welchen sie seinen Schutz in Anspruch genommen hatte.

Die Sorge der Dame schien nicht grundlos zu sein, denn kaum hatte der Eingestiegene seinen Platz eingenommen, als er sich mit der ganzen widerwärtigen Zudringlichkeit eines Gecken an die Dame wandte.

„Ei welch glückliches Zusammentreffen, schöne Dame! Wie weit gedenken Sie zu reisen? Sie scheinen aber für die Reise nicht warm genug gekleidet. Darf ich Ihnen mein Plaid anbieten?"

Mit diesen letzten Worten erkühnte sich der Fragende, sein Plaid über den Schos der Dame zu

breiten, welche vorher auf jede seiner Fragen ängstlich geschwiegen und den Blick nur noch immer bittender auf den alten Mann gerichtet hatte, endlich aber bei der letzten Unverschämtheit aufstand und sich zur Seite ihres Beschützers setzte.

„Ah! Sie wollen mir den ganzen Anblick Ihres schönen Gesichts gönnen, mein Fräulein", sagte der Mensch, indem er die vor Unwillen erröthende Dame mit frechen Blicken durch die großen runden Brillengläser musterte.

Fest heftete der alte Mann die großen durchbohrenden Augen auf den geckenhaften Schwätzer und sprach dann mit ruhigem, festem Tone:

„Wo viele Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab; wer aber seine Lippen hält, der ist klug."

„Herr, was wollen Sie mit Ihrer Bibelweisheit? Sind Sie, Herr, mit Ihrem langen, schwarzen Kittel und weißen Bart etwa ein Schulmeister oder gar Gottes Wort vom Lande? Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Paßsecretär Kränzel aus der Residenz!"

„Das Messer ist gefährlich in der Hand des Weisen, wieviel mehr in der Hand des Thoren", war die ruhige Erwiderung.

„Herr, wer sind Sie?! Ich will Ihren Namen wissen!“

„Ich bin der Scharfrichter aus der Heide bei Altendorf“, sagte der so ungebührlich Gefragte sehr gelassen.

„Der alte Schinder!“ rief der Paßschreiber aus, mit Mühe seine Verlegenheit unterdrückend. „Das ist was recht's! Da kann Sie ja der Schinder nicht mehr holen!“ setzte er mit gezwungenem lauten Lachen hinzu.

„Die Weisen bewahren die Lehre, aber der Thoren Mund ist nahe dem Schrecken“, sagte der Scharfrichter in demselben ruhigen Tone.

„Die Frucht des Gerechten ist ein Baum des Lebens, und ein Weiser nimmt sich der Leute herzlich an“, fügte die Dame mit Freudigkeit hinzu, da sie die Worte des königlichen Weisen aus dem Munde des Scharfrichters vernahm.

Der Paßschreiber schlug wieder sein gezwungenes Lachen auf. „Ha, ha, ha! — Das ist gelungen! — Ha, ha, ha! Ein schönes Schickselchen und ein alter Schinder beuschen miteinander wie zwei Juden am Schabbesabend!“

Sein widriges Lachen wurde vom gellenden Klang

der Perronglocke begleitet, aber auch plötzlich unterbrochen dadurch, daß im Moment der Abfahrt noch einmal die Thür rasch geöffnet und hinter einem neuen Passagier geschlossen wurde.

Der Einsteigende war der Polizeicommissar Enders. Dieser hatte, wie am vorgestrigen Abend, seine Streifmannschaft im letzten Waggon untergebracht, auch schon seit längerer Zeit auf dem Perron den Paßschreiber beobachtet und nahm nun absichtlich seinen Platz in demselben Coupé, in welches er die unbekannte Dame hatte einsteigen sehen und wohin auch der zudringliche Mensch ihr gefolgt war. Er hatte beim Einsteigen auch noch das freche Lachen des Paßschreibers gehört und bemerkte an dem funkelnden Blick des alten Mannes wie an dem zornigen Erröthen der Dame, was hier vorgegangen sein müsse. Er begrüßte die Dame wie den ihm wohlbekannten alten Tammer mit Anstand und redete den letztern sogar ehrerbietig mit dem Titel „Herr Doctor" an. Dann wandte er sich an den verstummten Paßschreiber mit den trockenen Worten: „Leider sind wir schon in der Fahrt und Sie können nicht mehr zurückbleiben; doch thäten Sie am besten, auf der nächsten Station auszusteigen und

mit dem kommenden Nachtzuge zurückzugehen. Der Inspector Stolze hat heute Mittag schon einen Verweis erhalten, daß er Ihnen unbefugterweise Urlaub gegeben hat. Sie könnten sehr leicht Ihren Dienst verlieren."

Ein giftiger, stechender Blick des Paßschreibers war die ganze Antwort auf den wohlbegründeten Rath des Commissars, welcher nun, als ob der Paßschreiber gar nicht zugegen sei, eine unbefangene Unterhaltung mit dem alten Tammer begann und von diesem erfuhr, daß er mit dem kurz vorher gegangenen Zuge zur Residenz gefahren sei, um einige Medicamente und Verbände zu ergänzen. Es entging ihm nicht dabei, wie der Blick der Dame mit einiger Spannung auf ihn gerichtet war, und als ob er verstände, was sie fragen möchte, erzählte er, daß er vorgestern Abend denselben Zug nach Altendorf, in Begleitung des Grafen Beenh benutzt, und daß dieser gleich ihm den Bahnzug in Altendorf verlassen habe. Aus dem Blick der sichtlich bewegten Dame erkannte er, daß er gewisse Andeutungen des Assessors richtig aufgefaßt habe. Zugleich entging ihm aber auch nicht, daß der Paßschreiber den Fuß zornig gegen die Fußdecke stemmte

und ein zischendes Lachen nicht unterdrücken konnte. Die Unterhaltung wurde unterbrochen durch den schrillen Laut der Locomotivpfeife, welche das Signal zum Bremsen gab.

Der alte Tammer nahm seine weite Reisetasche, um sofort aussteigen zu können. Der Zug hielt; der zugführende Conducteur rief mit seiner schnarrenden Stimme: „Station Altendorf! Fünf Minuten Aufenthalt!“

Die Thüren klappten. Der Commissar Enders empfahl sich, stieg aus und entfernte sich rasch nach dem Ende des Zuges zu seiner Mannschaft. Ihm folgte der alte Tammer mit seiner Tasche.

Wie eine Kröte mit funkelnden Augen lauerte der Paßschreiber auf die Entfernung des Alten, um mit der Dame allein zurückzubleiben, als diese entschlossen sich erhob und mit ihrer Reisetasche in der Hand aus dem Coupé auf den Perron hinabstieg. Wüthend eilte er an die offen gebliebene Thür und bemerkte, wie die Dame mit leichten elastischen Schritten den rüstig dahineilenden Alten einholte, mit dringend bittender Geberde an seiner Seite blieb und mit ihm den Perron in den dunkeln Abend hinein verließ.

Der Conducteur forderte ihn auf, zurückzutreten, damit er die Thür des Coupé schließen könne. Heftig stieß er den Conducteur beiseite und sprang aus der Thür auf den Perron. Das Abfahrtssignal ertönte. Der unwillige Conducteur schlug die Thür zu, der Zug setzte sich in Bewegung und fuhr in die dunkle Nacht hinaus.

In heftiger Aufregung eilte der Paßschreiber über den Perron hinweg durch die Ausgangsthür auf den steinernen Podest und stolperte die vier Stufen hinunter auf das harte Asphaltpflaster. Wie betäubt blieb er eine Zeit lang mit verstauchter Hand liegen. Dann raffte er sich auf und starrte auf das blendende Licht der Perronlaternen und dann wieder in die Nacht hinaus, welche jetzt noch schauriger erschien. Jetzt wurde eine Laterne nach der andern gelöscht. Endlich ward selbst die rothe Signallaterne an der schnurrenden Kette oben von der Telegraphenstange herabgelassen. Grabesstille herrschte um das ganze Gebäude.

Er mußte sie suchen und finden! Verzweifelt stürzte er in die Nacht hinein. Der Weg führte ihn tiefer in die öde, schaurige Heide. Das Auge

gewöhnte sich allmählich an die Dunkelheit. Er konnte den Weg deutlicher erkennen. Hier mußten die beiden gegangen sein. Hastig eilte er weiter. Er wurde warm und mußte das erhitzte Gesicht mit dem Tuche abwischen, da der Schweiß bei der kalten Novemberluft eisig auf seinen glühenden Wangen lag.

So war er schon eine Viertelstunde in fliegender Hast keuchend dahingeeilt, als er plötzlich zwei dunkle Gestalten vor sich erblickte, welche seitwärts von einem schräg einfallenden Pfade her auf den Weg traten und in derselben Richtung gingen, welche er verfolgte. Sie schienen ihn noch nicht bemerkt zu haben. Es konnten die beiden Gesuchten sein, vielleicht aber auch andere späte Wanderer. Er hielt behutsam an und überlegte, ob er langsam folgen oder sie einholen solle. Waren es die Gesuchten, so konnte er sicher folgen. Waren sie es nicht, so konnte eine Begegnung auf der weiten Heide spät abends bedenklich sein. Er beschloß behutsam zu folgen, bis er sich über die Personen vergewissert habe. Allmählich kam er ihnen näher. Da stolperte er unglücklicherweise über eine Heidekrautwurzel. Auf das Geräusch wandten sich die Gestalten um. Die eine rief mit scharfem, fragendem Ton: „Kie-

des?"[1]) und als keine Antwort erfolgte, nochmals: „Lewone?"[2])

Der Paßschreiber blieb unentschlossen stehen. Zwei Männer näherten sich ihm, von denen der eine von starker untersetziger Statur, der andere etwas größer und schlanker war.

„Guten Morgen, Herr Fischer!" sagte der Rufende, indem er dem erschrockenen Paßschreiber dicht ins Gesicht guckte.

„Das ist ja wol Herr Müller?" sagte der andere mit heiserer Stimme, indem er gleichfalls dem Paßschreiber dicht vor das Gesicht kam und ihm einen ekelhaften Branntweinsgeruch entgegenathmete.

„Guten Morgen, Herr Müller!" rief er dann aus, indem er den Paßschreiber beim Arme zu sich heranriß.

„Guten Morgen, Herr Fischer!" sagte der erste, indem er den Paßschreiber ebenfalls beim Arme faßte und wieder an sich zog.

Beide zerrten auf diese Weise den erschrockenen Paßschreiber mehreremal hin und her, bis dieser

---

1) Kopf? — Losungswort.
2) Mondschein?

endlich kleinlaut erklärte, daß er weder Herr Fischer noch Herr Müller, sondern der Paßschreiber Kränzel aus der Residenz sei, der sich in der Heide verirrt habe.

Beide Männer erhoben ein wieherndes Gelächter. „Hussah du Stroh!"[1]) rief der Schlanke, „da sind wir ja Collegen! Habe auch fünf Jahre lang auf dem Bureau gehockt als Fleppenmelochner.[2]) Komm Bruder, auf Du und Du!" Damit zog er eine Branntweinflasche hervor, that einen derben Zug und reichte sie dem Paßschreiber hin: „Da sauf! Das ist die rechte Lebenstinte!"

Dabei setzte er dem vergeblich widerstrebenden Paßschreiber die Flasche an den Mund und zwang ihn zu einem starken Schluck des fuseligen Inhalts. „Ewig dein Bruder!" sagte er dann, indem er ihm einen schallenden Kuß gab. „Und nun auch mit dem", fügte er hinzu, auf seinen Begleiter deutend, „das ist ein großer Kassenverwalter."

„Ja, Brüderchen", sagte der Untersetzige mit heiserm Lachen, „habe auch zehn Jahre auf Kassenverwaltung gesessen!" Dann that er einen derben

[1]) Gaunerparole.

[2]) Paßverfertiger, Schriftenfälscher.

Zug, gab dem Paßschreiber auch einen schnalzenden Kuß und rief ebenfalls: „Ewig dein Bruder!“

Mit Schaudern wurde der Paßschreiber inne, daß er in die Hände von zwei jener Strolche gerathen war, welche seit längerer Zeit die Heide unsicher machten. Er war ihnen gänzlich preisgegeben und dachte nur daran, wie er mit guter Manier sich von ihnen losmachen könne. In einer ihm ganz ungewohnten höflichen Weise ersuchte er die Herren, ihn auf den rechten Weg nach dem Bahnhofe oder zum Kruge nach Altendorf zu bringen, und versprach ihnen den besten Dank und Lohn für ihre Bemühung. Mit wiehernдem Lachen schwuren seine Begleiter, daß sie ihn als seine getreuen Brüder nicht von sich lassen, daß sie rechtschaffene Gütergemeinschaft mit ihm halten und den letzten Dreier mit ihrem neuen Bruder theilen würden. Dabei vermaßen sie sich auch, ihn in das schönste Hotel der ganzen Umgegend zu führen, wo er die beste Gesellschaft und Aufnahme finden werde.

Noch einmal tranken sie ihm aus der Schnapsflasche zu, faßten ihn unter die Arme und bemühten sich in ihrer Angetrunkenheit und bei dem unebenen Wege vergeblich, Tritt zu halten mit der marsch-

mäßigen Melodie eines Liedes, welches sie mit rau-
er und brüllender Stimme sangen.

So waren sie eine halbe Stunde lang gegangen. Der Weg machte jetzt eine Krümmung nach rechts, und nach einer kurzen Weile erkannte der unglück-
liche Paßschreiber dicht vor sich die dunkeln Umrisse eines Hauses, aus welchem ein bacchanalisches To-
ben ertönte, obwol auch nicht ein einziger Lichtstrahl aus dem mit dichten Schaltern versehenen Gebäude zu erspähen war.

Seine Begleiter hielten inne mit ihrem brüllen-
den Gesang und lauschten eine Weile. Dann rief der Lange aus: „Chassune! Chassune! Die Chassune-
leit' sind da!“[1]) Dann schlug er den in bebender Angst dastehenden Paßschreiber derb auf die Schul-
ter, daß dieser zusammenfuhr, und rief fröhlich: „Nun Bruder, hier ist das feine Hotel und du sollst sehen, was du heute hier für wackere und fröhliche Gäste findest!“

Der Untersetzige hatte inzwischen an den Schal-
ter geklopft. Im Nu verwandelte sich das Toben, Kreischen und Musiciren in Grabesstille. Dann

---

[1]) Hochzeit! Hochzeit! Die Hochzeitsgäste sind da!

rief der Klopfende dicht unter dem Schalter: „Kiebes und Zawwer auf den Guph!“[1])

„Parrach! Parrach!“[2]) brüllten von innen Männer- und Weiberstimmen.

Die Hausthür wurde den drei Ankommenden geöffnet und dicht hinter ihnen wieder verschlossen. Ueber den kurzen Hausflur gelangten sie an eine Stubenthür, welche der eine Begleiter mit kräftiger Hand weit aufriß und durch den Blick in den Raum den zusammenbebenden Paßschreiber nur zu deutlich verstehen ließ, in welche Gesellschaft er hier gerathen war.

Nach der vorgestrigen Recherche hatte das Gesindel in der Heide erfahrungsmäßig auf den folgenden Abend eine wiederholte Durchsuchung in der Mechulle erwartet. Da diese aber gestern nicht erfolgt war, so glaubten alle, daß es nur auf die Verhaftung des Kobers abgesehen gewesen sei, und deshalb hatten sich heute Abend die meisten mit desto größerer Sicherheit eingefunden, theils um wegen der Befreiung des Kobers Maßregeln zu berathen, theils aber, unbeschadet der Abwesenheit und Gefangenschaft

---

[1]) Kopf und Hals sitzt auf dem Rumpf. Gaunerparole.

[2]) Grindkopf. Spitzname.

des Kobers, eine jener wilden Orgien zu feiern, welche von dem einen Begleiter schon vor der Thür mit dem Ausdruck „Chassune“ bezeichnet worden war. Die hauptsächlichsten Mittel dazu hatte die reiche Beute vom Schulzenhofe geliefert, auf deren Kunde diejenigen, welche nicht selbst theil an dem Verbrechen genommen hatten, gekommen waren, um die glücklichen Unternehmer zu brennen[1]) und ihr Schibboles[2]) zu erhalten. Selbst die Athleten, die Harfenistinnen und der Kamelführer mit seinen Thieren waren in der Mechulle geblieben, da alle ja erst in der vorgestrigen Nacht controlirt worden waren und jetzt nicht leicht nochmals behelligt werden konnten.

Alle Theile schienen zufrieden gestellt. Mindestens war eine allgemeine wilde Zecherei begonnen worden, deren Wirkungen auf den glühenden Gesichtern und an dem brüllenden Gesang schmuziger Lieder mit Begleitung der Harfe, Geige und der Drehorgel nur zu deutlich zu erkennen waren.

Kurz vor Eintritt des Paßschreibers war unter tobendem Gelächter der wüsten Versammlung die

[1]) Antheil bitten.

[2]) Antheil an der Diebsbeute.

Chassune zwischen der einen Harfenistin und dem einen Athleten durch den Koppel Schnut in einem alten schäbigen Schulmeisterrock und mit langzipfeligem weißen Halstuch in gotteslästerlicher Persiflage vollzogen worden. Sodann hatte der Koppel zur Erlustigung der Gesellschaft die schmuzigen fleischfarbigen Tricots des einen Athleten über seine plumpen, muskulösen Glieder gezogen und carikirte mitten im Zimmer stehend unter wieherndem Gelächter der Zuschauer, mit grimassirenden Gliederverrenkungen und mit scheinbar großer Anstrengung die Künste des Athleten, indem er zwei alte lederne Feuereimer aufhob und balancirte, wie wenn sie schwere eiserne Gewichte seien, als die Thür sich öffnete und die drei neuen Gäste eintraten.

Der Eindruck, den der Anblick des verhältnißmäßig hell erleuchteten Raumes auf den Paßschreiber machte, war kaum größer als der Eindruck, welchen die Erscheinung der fremden, ungeweihten Person auf die Anwesenden machte, von welchen mehrere in dem von seinen Begleitern vorangeschobenen Gast sofort den bösartigen, aufgeblasenen Paßschreiber aus der Residenz erkannten und nicht ohne Bestürzung auf ihn blickten. Doch verwandelte sich

die Beklommenheit sogleich in übermüthigen Spott, als der Parrach und der schöne Wilhelm, gewöhnlich „Scheene“ genannt, den Gast als ihren alten Collegen und neuen Bruder, den Fleppenfehmer [1]) aus Godel Mokum [2]), vorstellten und ihm mit einem tüchtigen Bierglas voll heißen Grog aus der Bowle vom Schenktisch den Willkomm zutranken, den der Paßschreiber nicht abzuschlagen wagte.

Zu seiner stillen Verwunderung fand er den Grog von den besten und feinsten Zuthaten bereitet. Der Trunk that ihm wohl nach dem langen angstvollen Wege und namentlich nach dem ekelhaften Geschmack des Branntweins, den er unterwegs hatte trinken müssen. Er fühlte sich einigermaßen gestärkt und ermuthigt, dem Geschick entgegenzugehen, welches seiner harrte, mochte es nun gut oder schlimm für ihn auslaufen.

Doch erforderte seine Lage viel größere Resignation, als er vom Anfang an geahnt hatte. Denn kaum hatte er das Glas aus der Hand gesetzt, als er sich auch gerade von denen umringt sah, welche er noch ganz kürzlich beim Visiren der Pässe in

---

[1]) Paßschreiber.

[2]) Hauptstadt, Residenzstadt.

harter und boshafter Weise behandelt hatte. Besonders that die zweite Harfenistin, eine schon verwelkte Person mit ekelhaft üppigen und schlaffen Formen, sich hervor. Mit glühenden Wangen und stark nach Grog duftend trat sie an ihn heran, umarmte den Widerstrebenden mit schamloser Frechheit und vermaß sich dabei, ihn liebevoller zu behandeln, als er das in voriger Woche gethan habe, wo er sie vierundzwanzig Stunden lang bei schnödem Wasser und Brot habe brummen lassen.

Ihre widerliche Zudringlichkeit wurde aber einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß sie dem halbverhungerten Paßschreiber einen Teller voll trefflichem Hirschbraten verschaffte, welchem er nach so langer Wanderung und Angst mit wahrem Heißhunger alle Ehre anthat, sodaß die glühende Harfenistin unter fleißigem Zutrinken ihren holden „Chossen"[1]) mehr als einmal daran mahnte, doch nicht der Liebe und des Trunkes zu vergessen. Mit schallendem Gelächter wurden beide von den Anwesenden als Chossen und Kalle[2]) begrüßt, und

---

[1]) Bräutigam.

[2]) Bräutigam und Braut.

Koppel schwur, er wolle heute noch einmal seinen Dullmeister[1]) anlegen und Schidduch mit dem neuen Paar machen.[2]) Dann fragte er den unglücklichen Paßschreiber, dem vom allseitigen Zutrinken allmählich die Besinnung zu schwinden begann, wie groß die Ksuve[3]) sei, und fing dabei an, die Taschen des Paßschreibers zu visitiren. Ein ungeheuerer Jubel entstand, als die geöffnete Brieftasche gegen zweihundert Thaler in Kassenscheinen und das Portemonnaie neun harte Thaler und mehrere Goldstücke enthielt.

„Choze!' Choze!"[4]) — „Schibboles!"[5]) — „Cheluke!"[6]) — „d' Spiese mahanne sein!"[7]) — „Godeler auscher Chossen!"[8]) — „Auschere Kalle!"[9]) schrie alles durcheinander, bis der Koppel mit donnernder Stimme und schweren Flüchen dazwischen-

---

1) Schulmeister.
2) Die Trauung vollziehen.
3) Eheverschreibung, Morgengabe.
4) Halb ab!
5) Antheil her!
6) Theilung!
7) Allgemeine Zeche machen!
8) Sehr reicher Bräutigam!
9) Reiche Braut!

fuhr, alles Geld an sich nahm und schwur, daß er als Dullmeister hier der Balmassematten[1]) sei und unter den Chassuneleit' schon Chelucke halten[2]) wolle, wenn die Chassune vorbei sein werde. Die Koberin wurde aufgefordert, noch einige Bowlen Chassunegrog[3]) zu machen, was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde.

Dem Paßschreiber schwirrte es vor den Augen. Die innere Angst, die Aufregung vom vielen aufgedrungenen Getränk, der Verlust seiner ganzen Baarschaft und die Ungewißheit über den Ausgang seines Abenteuers umnebelte seine Sinne. Er sank bewußtlos zur Seite und wurde von der Harfenistin aufgefangen, welche ihn mit einem Arme umfaßte und an ihre Brust drückte, während sie mit der andern Hand sich bemühte, eine mit kleinen Brillanten besetzte Brustnadel aus dem Vorhemde des vom schweren Schlummer Befangenen auszulösen.

Mitten im wüsten Treiben ertönte wieder ein Pochen am Schalter, welches indessen von den meisten überhört oder nicht beachtet wurde.

---

[1]) Herr, Anführer.

[2]) Unter den Hochzeitsgästen Theilung halten.

[3]) Hochzeitsgrog.

Die Koberin, welche alle Ursache hatte, so nüchtern wie möglich zu bleiben, schlich an die Thür, welche sie sogleich öffnete, als sie auf ihre Frage die grunzende Stimme des Tammerfriedel vernahm. Sie wollte ihn freundlich bewillkommnen, fuhr aber entsetzt zurück, sodaß sie nicht einmal die Thür wieder verriegeln konnte, als der Tammerfriedel in wildem Zorn auf sie eindrang und sie in der heftigsten Weise anredete:

„Krie' den Ippesch, Finkelmuß![1]) Was is das für Gezekene und Teschues as in Gehinnom![2]) Wo schefft's[3]) Müschel?"

„Das Müschel hat esmol geschlunt bei den Schulchener[4]) in Erikenau und hat hajom bezfire bau gewesen mit 'n Oraun und Zelem[5]) und hat sein Schreiling bekabbert in Ringling[6]) und hat poter geholcht zun auscher Schochet[7]) und hat gewor'n Dille bei den Schochet sein Schickse."[8])

---

[1]) Krieg die Schwerenoth, Hexe!
[2]) Was ist das für ein Geschrei und Gelärm wie in der Hölle?
[3]) Wo steckt?
[4]) Hat gestern geschlafen beim Tischler.
[5]) Ist heute früh gekommen mit Sarg und Kreuz.
[6]) Hat ihr Kind begraben im Garten.
[7]) Ist davongegangen zum reichen Schlachter.
[8]) Ist Dienstmagd geworden bei des Schlachters Tochter.

„Krie den Tippel, Mamseres[1]) verfluchtiges, as du hast poter gelassen[2]) das Müschel, as wir sein hakkel bakkel verslichent!"[3])

„Das Müschel will wer'n gedin[4]) und will nicht holchen in Melochebais oder an Tolman[5]), was wird sein Schlammassel von kol Kille bekan."[6])

„Bei Dirach! Das Müschel soll auf den Kaut hopsen[7]) und kann den Dirach maschmia sein, daß kol Kille soll bau sein."[8])

„Tammerfriedel, Gott soll meschammer[9]) sein, as du nicht wirst sein memis mein jofes Müschel, as es will wer'n wattik"[10]), erwiderte die geängstigte Mutter mit fliegendem Athem und bebender Stimme.

---

[1]) Krieg' das Unglück, du Canaille.

[2]) Daß du davongelassen hast.

[3]) Daß wir alle miteinander verrathen sind.

[4]) Ehrlich.

[5]) Nicht kommen ins Zuchthaus oder an den Galgen.

[6]) Was wird das schwere Schicksal sein der ganzen Gesellschaft hier.

[7]) Beim Teufel, das Müschel soll auf das Messer springen.

[8]) Kann dem Teufel erzählen, daß die ganze Gesellschaft kommen wird.

[9]) Bewahren.

[10]) Daß du nicht tödten wirst mein hübsches Müschel, weil es ehrlich werden will.

„Der Bochur ist korew die Misse[1]) und schäfft in Kitte von Tammer[2]) und das Pilagsche hat mit dem Tammer bau gewesen in Kitte von Tammer[3]), den Schochet sein Schickse is Kalle von Ballmach[4]) und der Ballmach is makir den Bochur[5]) und wir werden sein alle verslichent.“[6])

Indem der Tammerfriedel diese Worte finster vor sich hin murmelte, ohne auf die Koberin zu achten, schritt er über den Hausflur und riß die Thür zur Spiese hastig auf, blieb aber sprachlos vor Erstaunen und ohne auf die allseitige und respectvolle Begrüßung der Anwesenden zu achten, an der Schwelle stehen, als sein erster Blick auf den in den Armen der Harfenspielerin ruhenden Paßschreiber fiel.

Wüthend, mit geballten Fäusten und mit den Zähnen knirschend brüllte er hervor: „Wer hat den

---

1) Ist ein Kind des Todes.

2) Liegt in des Scharfrichters Hause.

3) Seine Person ist mit dem Scharfrichter in die Scharfrichterei gekommen.

4) Des Schlachters Tochter ist Braut des Offiziers.

5) Der Offizier kennt den Bochur.

6) Verrathen, geliefert.

Fehmer gekitscht in die Mechulle, den soll das Schlammassel bestieben!" [1])

Damit stürzte er auf den bewußtlos betrunkenen unglücklichen Paßschreiber los, schleuderte die Harfenspielerin, welche ihn zu beschützen suchte, mit gewaltigem Ruck mitten in die Stube hinein, riß den schwer auf die Erde herabgestürzten Paßschreiber mit eiserner Faust beim Rockkragen in die Höhe, gab ihm mit der andern Faust einen furchtbaren Schlag ins Gesicht und schleifte mit den Worten: „Ins Gehinnom, wittscher Masser!" [2]) den schwerstöhnenden Unglücklichen zur Stube und zum Hause hinaus, warf ihn einige Schritte seitwärts vor der Thür wie ein Bündel Lumpen verächtlich zur Erde nieder und kehrte wuthschnaubend ins Haus zurück.

Bei der grenzenlosen Wuth des Tammerfriedel fand der Parrach und der schöne Wilhelm es nicht gerathen, sich den nächsten Zornausbrüchen desselben auszusetzen. Schon gleich nach seiner Entfernung hatten sie sich hinter die Hausthür gedrückt und schlüpften nach der Rückkehr desselben be-

---

[1]) Wer den Schreiber in die Mechulle geführt hat, der soll das Elend bekommen!

[2]) In die Hölle, dummer Verräther!

hende zur Hausthür hinaus. Sie fanden den röchelnden Paßschreiber mit blutigem Gesicht auf dem Rücken liegen und schleiften ihn nach kurzem Bedenken in die Scheune, wo sie ihn nahe beim Kamel des Bärenführers auf die Streu legten und dann den Strick des Kamels löſten, damit bei der möglichen Entdeckung es den Anschein gewinne, als ob das Thier den schlafenden Trunkenbold ins Gesicht getreten habe. Beide rechneten so sehr auf den Tod des Bewußtlosen, daß sie es unterließen, auch die Stricke der beiden Bären zu lösen, wie das ihre erste Absicht gewesen war.

Nach kurzer Weile kehrten sie in das Haus zurück und fanden, daß ihre Besorgniß nicht grundlos gewesen war. Der Tammerfriedel hatte bei seinem Wiedereintritt in die Stube noch ärger getobt und zu wissen verlangt, wer den Fehmer hierher gebracht habe. Die Koberin, welcher die Unterbrechung der Orgie sehr unwillkommen war, hatte dem Tammerfriedel schnöde geantwortet und dieser hatte ihr dafür eine Ohrfeige gegeben. Darüber war ihr Zuhälter Koppel in Wuth gerathen und auf den Tammerfriedel eingedrungen. Alles warf sich zwischen die Streitenden, welche ihre gegenseitige Erbitterung

durch Verwünschungen und Schimpfreden zur Wuth steigerten und die Vermittler rücksichtslos von sich stießen. Als nun aber der Koppel mit furchtbarer Gewalt dem Tammerfriedel ein Glas über die Dazwischenstehenden an den Kopf geschleudert hatte, zog dieser bebend vor Wuth das Messer, schob alles beiseite und wollte auf den Koppel zuspringen, hielt aber vorsichtig inne, als der letztere rasch in die Ecke sprang und das lange spitze Messer ergriff, dessen sich der Paßschreiber beim Abendbrot bedient hatte.

Es war ein furchtbarer Anblick, als der riesig starke und muskulöse Koppel, noch immer in den fleischfarbenen Tricots des Athleten, mit seinen starren, schielenden, todsprühenden Augen und mit Anspannung jeder Fiber unbeweglich vornübergelehnt, daß die Gelenke knackten, auf den günstigen Moment lauerte, wo er mit gehobenem Arm den tödlichen Wurf auf den drohenden Gegner vollziehen könne. Beide befanden sich allein in der Stube, denn alle Anwesenden hatten sich in die Nebenstube oder auf den Hausflur geflüchtet, blickten voll Furcht durch die offenen Thüren und wagten kaum schüchtern den

halb unterdrückten Ausruf: „Scholum! Chaß!“ — „Chaß wescholum!“[1])

Auch der Tammerfriedel stand vornübergeneigt, mit dem Messer in der Hand lauernd, um dem Wurfe des Koppel auszuweichen und dann auf diesen einzuspringen. Die kleinste Bewegung des einen hatte das krampfhafte Zucken des andern zur Folge.

Beide achteten nicht auf die Rufenden. Beide sahen nur den Gegner. Jeder Muskel war gespannt. Beide schienen einander mit den Blicken vergiften und jeder dem andern seine riesige Uebergewalt zeigen zu wollen.

So standen sie einander gegenüber wie die Statuen zweier Gladiatoren, als plötzlich die unverschlossene Hausthür aufgerissen wurde und der Commissar Enders mit Constablern hereindrang. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes wandte sich der Tammerfriedel gegen die Thür, stieß wild mit dem Messer um sich, wandte sich von der besetzten Hausthür zurück in den Hintergrund des Hausflurs und verschwand dort in das dichte Dunkel.

„Wer sich rührt wird niedergeschossen!“ tönte

---

[1]) Friede! Schone! Schonung und Gnade!

des Commissars laute Stimme. „Alle einzeln herein in diese Stube!“

Der Koppel hatte beim Eintritt des Commissars in die Spiese sofort den Schalter des nahen Fensters von innen geöffnet. Doch sah er, daß das Haus umstellt, jedes Fenster besetzt und daß Widerstand augenblicklicher Tod sei. Er mußte sich ergeben. Zähneknirschend warf er das Messer weg und wurde zuerst gefesselt. Alle Anwesenden theilten das gleiche Schicksal, und dieselbe Stätte, an welcher noch vor einer halben Stunde die wilden Orgien gehalten waren, verwandelte sich zum Gefängniß für sämmtliche Theilnehmer.

Die Recherche war diesmal weit über alle Erwartung geglückt und das Resultat von größter Wichtigkeit, namentlich da der von Enders und den nächsten Constablern sogleich erkannte furchtbare Tammerfriedel sich im Hause befand und nicht entkommen konnte, weil das ganze Gebäude umstellt war und jeder Entfliehende niedergeschossen werden sollte. Der Koppel, der Parrach, der schöne Wilhelm waren gefährliche Verbrecher, und die Athleten, der Kamelführer mit seinen Knechten, die Harfenistinnen standen in genauer Beziehung zu der Gau-

nerbande. Mit Ueberraschung und Genugthuung erblickte Enders noch unter den Gefangenen die berüchtigte Kupplerin und Lehnefrau Schnuppe, welche vormittags von der Residenz herausgekommen war.

Er war beschäftigt, die Fenster und Thüren der Gefangenstube genügend besetzen zu lassen, um die schwierige und gefährliche Recherche nach dem Tammerfriedel mit den beherztern Constablern im Innern des Hauses vorzunehmen, als von draußen her der laute Ruf über Feuer entstand und im selben Augenblick durch den geöffneten Schalter des einen Fensters ein heller Feuerschein von außen hereindrang.

Die Gefangenen wurden unruhig. Die Weiber schrien und die Männer rissen an den Handschellen. Es galt einen raschen Entschluß. Der Wind stand abwärts von der Scheune. In diese wurden die Gefangenen geführt, während den Constablern, welche das Gebäude umstellt hielten, doppelte Aufmerksamkeit empfohlen wurde. An Löschen war ohnehin nicht zu denken, da weder Löschgeräth noch Wasser zur Hand war.

Das ganze mit Stroh gedeckte Dach stand in hellen Flammen. Hell und hoch schlug die Lohe auf. Dann stürzten die brennenden Strohschichten

vom Dache herab und bildeten eine feurige Schanze um das ganze Gebäude, über welche nur die wildeste Verzweiflung den Sprung zur Rettung ins Freie wagen konnte, und welche das Gebäude auch von außen in Brand setzten, sodaß das Ganze bald nur noch ein lodernder Haufe war.

Endlich stürzten auch die gegeneinandergelehnten Sparren auf den Dachboden herab. Nur noch einen Augenblick war Rettung für den Tammerfriedel möglich, ehe die Dachbalkenlage über dem Hausflur gänzlich durchbrannte.

Alle, selbst die Constabler, schrien dem Tammerfriedel zu, herauszukommen und sich zu ergeben: die ganze Dachbalkenlage stürzte herab, Millionen Funken stiebten gen Himmel. Dann brannte es düster und unheimlich, wie wenn die Flammen sich in stille Trauer über ihr eigenes Verwüstungswerk versenken wollten: der Tammerfriedel war nicht zum Vorschein gekommen.

Schweigend und im tiefsten Ernst hielten die Constabler die brennenden Ruinen besetzt, während aus der offenen Thür der Scheune das gellende Schreien und Jammern der Gefangenen, das Brüllen der unruhigen Bären, des Kamels und das Bel-

len und Winseln der Hunde durcheinander zum Prasseln und Heulen der Flammen ertönte.

Mitten in diesem betäubenden Tumult wurde in der Scheune ein bewußtlos auf der Streu liegender Mensch mit furchtbar geschwollenem, blutigem Gesicht entdeckt, in welchem die überraschten Constabler den Paßschreiber Kränzel erkannten.

In dieser schwierigen und unheimlichen Situation war dem Commissar Enders die Ankunft der durch den Feuerschein herbeigerufenen altendorfer Feuerspritze mit einigen Wagen voll Hülfsmannschaft eine wahre Rettung aus der Noth.

Die Bewachung der Gefangenen konnte verstärkt, der sehr erschöpften Mannschaft eine Erquickung verabreicht und das Ablöschen der zusammengebrannten Trümmer begonnen werden. Dies gelang um so leichter, je mehr Hülfe nach und nach von allen Seiten heraneilte. An das Abräumen der Brandstätte wagte aber niemand Hand anzulegen, als sich die Kunde verbreitete, daß der berüchtigte Tammerfriedel noch unter den Trümmern verbrannt liege. Der Commissar Enders mußte an den Transport seiner zahlreichen Gefangenen denken und nahm dafür einige der herbeigeeilten Wagen in Anspruch.

Nur ein kleines Piket Constabler blieb zur Bewachung der Brandstätte bis zum frühen Morgen zurück, als der Gefangenenzug langsam davonfuhr und von den Hülfeleistenden ein Haufe nach dem andern von der unheimlichen Stätte sich entfernte, auf welcher einer der verworfensten Verbrecher einen so gräßlichen Tod gefunden hatte.

IV.

Sobald Josepha Taube vom Polizeicommissar Enders in Erfahrung gebracht hatte, daß der Graf Bčenty vorgestern Abend den Bahnzug auf der Station Altendorf verlassen habe, war sie entschlossen, nicht weiter zu reisen. Der Graf konnte die Residenz, in deren ersten Kreisen er Zutritt und die angenehmsten Verhältnisse gefunden hatte, nicht für immer verlassen haben. Seine gestrige Reise bis Altendorf mochte nur einen Besuch in der Nachbarschaft oder vielleicht eine Jagd auf einem der umliegenden Güter bezweckt haben.

Das ehrwürdige Aeußere des alten Mannes, welcher auch an ihr Interesse zu haben schien, der bereitwillige Schutz, welchen er so freundlich gewährt hatte, die Bekanntschaft mit der ganzen Umgebung, welche er im Gespräch mit dem Polizeicommissar

verrathen hatte, und die daran sich knüpfende Hoffnung auf Erleichterung ihrer Nachforschungen, endlich aber auch die widerwärtige Verfolgung des Paßschreibers bestimmte sie, dem alten Manne zu folgen und sich ihm ganz anzuvertrauen. Mit gleichem freundlichen Ernst ging er sofort auf die neue Bitte ein und bot ihr gastliche Aufnahme an, wenn sie es nicht verschmähe, unter das Dach eines Scharfrichters zu treten.

Mit rüstigen Schritten gingen beide in die dunkle Nacht hinein, in welcher nur die vollkommenste Ortskenntniß die Wanderer auf dem rechten Pfade erhalten konnte. Der Greis schien gar nicht einmal auf den Weg zu achten, da er sogleich mit seiner Begleiterin ein lebhaftes Gespräch begann, in welchem diese unverhohlen durchblicken ließ, daß ein sehr unglückliches, verlassenes Geschöpf an seiner Seite gehe. Seine Reden und Trostsprüche hatten einen ungemein würdigen und erhabenen Ausdruck und verfehlten um so weniger, ihm das vollkommenste Vertrauen seiner Begleiterin zuzuwenden, als er sie auch nicht entfernt mit Fragen nach ihrer Herkunft und nach ihren Verhältnissen behelligte, sondern die persönliche Erscheinung allein gelten ließ, wie sich diese ihm darstellte.

Zweimal hatten sie auch die Begegnung unheimlicher Gestalten in der schaurigen Einöde. Aber die wunderbar hohe und würdige Haltung des stattlichen Greises mit dem wallenden, weißen Barte schien allen zu imponiren, sodaß sie mit stillem, fast scheuem Gruße vorübergingen, obschon jeder andere Wanderer bei derselben Begegnung gegründete Besorgniß für seine Sicherheit hätte hegen müssen.

Nach einer halben Stunde gelangten beide vor ein düsteres Gebäude, dessen Schalter ringsumher dicht verschlossen waren. Oben im Erkerzimmer waren die beiden Rouleaux heruntergelassen. An den Seiten schimmerte ein schwacher Lichtschein hindurch. Der Tammer klopfte mit eigenthümlichem Rhythmus an die Hausthür, worauf nach wenigen Augenblicken ein Lichtschein durch das niedrige Fenster oberhalb der Hausthür drang und innen mehrere Riegel vor derselben zurückgezogen wurden. Der Tammer trat mit seinem Gaste ein und die Haushälterin verriegelte die Thür sorgfältig wieder.

Der Tammer heftete sofort nach seinem Eintritt den fragenden Blick auf die Haushälterin, welchen diese mit einem Achselzucken beantwortete. Er bat hierauf den Gast, ihn zu entschuldigen, da ein seiner

besondern Pflege anvertrauter Kranker im obern Zimmer seiner Gegenwart bedürfe, und schritt sogleich die Treppe hinauf, indem er noch den Gast der Obhut und Pflege der Haushälterin empfahl.

Josepha wurde von der alten Haushälterin mit Anstand und Freundlichkeit eingeladen, rechts in das warme Empfangzimmer des Hausherrn zu treten, wo schon das Abendessen bereit stand. Nachdem sie dem Gast eine Tasse Thee gereicht und zum Imbiß eingeladen hatte, entschuldigte sie sich für kurze Zeit, um das drübenliegende Zimmer herzurichten, und ließ Josepha allein zurück.

Josepha fühlte sich in dem warmen Zimmer behaglich und ließ bald den Blick darin umherstreifen. Das Meublement war einfach, aber anständig. Seitwärts und im Hintergrunde befanden sich zwei Thüren, welche zu besondern Zimmern zu führen schienen. Auf dem Eckschrank stand eine eigenthümliche, ersichtlich sehr alte, kunstvolle Uhr, deren leiser Pendelschlag freundlich durch den stillen Raum tönte. Es war ein stehendes Crucifix, über welchem ein Himmelsglobus in horizontaler Richtung sich bewegte; der mittlere und etwas längere Strahl der Glorie um das Haupt des Erlösers deutete als Zeiger auf

die Stundenzahlen, welche ringsumher auf einem schmalen Gürtel um den Globus eingegraben waren. Ueber dem Sofa hing ein großer hölzerner Schrein, welcher bei genauerer Untersuchung sich als ein mit Flügelklappen versehenes Gemälde auswies. Die Thüren waren nur angelehnt und öffneten sich leicht bei der fast unfreiwilligen Berührung von Josepha's Hand, sodaß sie ganz zur Seite zurückschlugen.

Josepha ward durch den Anblick eines prächtigen Oelgemäldes lebhaft überrascht. Es zeigte das lebensgroße Bild einer jungen Dame von ungemeiner Schönheit. Aber es war nicht so sehr der edle, schöne Schnitt des Gesichts und der plastisch vollendeten Züge, welche Josepha mit Bewunderung und Erstaunen erfüllten, als eine Erinnerung, welche sich sofort in ihr aufdrängte, als habe sie diese Dame oder sonst eine sehr ähnliche Person schon im Leben getroffen. Die herrliche, von reichem, dunkelm Haar umflossene Stirn, die edel und fein geschnittene Nase, der halbgeöffnete Mund mit den schönen schwellenden Lippen, die Glut in den aufwärts gerichteten Augen, der wunderbar geheimnißvolle Zauber in der leichten, matten Dunkelung unter den Augen, welche ein glühendes Sehnen und Verlangen aussprachen und

in dem fest gegen die Brust gedrückten Crucifix eine Deutung erhielten: alles das erschien Josepha so bekannt und eigen, als müsse ihr die Dame im Leben begegnet sein und ihr sogar nahe gestanden haben.

Unwiderstehlich gefesselt von dem meisterhaft ausgeführten Bilde stand Josepha, regungslos das Licht mit den drei hellen Kerzen in der gehobenen Linken gegen das Gemälde haltend, ohne zu bemerken, daß auch ihre eigene Erscheinung selbst der Gegenstand aufmerksamer Betrachtung geworden war. Sie hatte Hut und Schleier abgelegt, sodaß ihre offenen schönen Züge bei der malerischen Beleuchtung der hellen Kerzen in der erhobenen Hand selbst ein anmuthiges und interessantes Bild darboten. Die Haushälterin war eingetreten und betrachtete jetzt zum ersten mal die herrlichen Züge des Gastes mit stiller Bewunderung und mit dem regsten Interesse.

Auch sie wurde jetzt von Josepha bemerkt, welche mit fast träumerischem Ausdruck langsam das Licht gegen die unbemerkt Eingetretene bewegte. Josepha sah in das milde, wohlwollende Gesicht der würdigen Matrone, deren Züge, wenn sie auch vom Alter gefurcht waren, doch auch noch immer merkliche Spu-

ren einstiger Schönheit aufwiesen. Beide betrachteten einander mit sinnenden Blicken. Dann setzte Josepha das Licht auf den Tisch und fragte mit leisem, fast tonlosem Ausdruck: „Wer ist die Dame?"

Ein mühsam unterdrückter Seufzer war die Antwort. Mit fast schmerzlichem und feierlichem Ausdruck schloß die Matrone das Bild, ergriff mit der einen Hand die des Gastes, nahm das Licht in die andere Hand und führte Josepha aus dem Zimmer über den Flur an die Thür des links belegenen Zimmers, öffnete und sprach mit feierlichem Ausdruck die Worte des Psalmisten: „Der Herr segne deinen Ausgang und deinen Eingang."

In erhobene Stimmung versetzt durch diese feierliche Einführung trat Josepha in das Zimmer, welches durch eine mitten von der Decke herabhängende Glasampel erhellt war. Die Haushälterin setzte das Licht auf den Tisch, während Josepha auf das lebhafteste überrascht und staunend an der Thür stehen blieb.

Wie im Traum befangen blickte sie um sich. Ihre ganze Erinnerung, ihr ganzes heiliges Jugendleben erwachte in diesem Raume und strömte von jeder Stelle, aus jedem Winkel ihr wieder in Auge

und Seele entgegen. Die schlichte blaßgelbe Tapete mit den unregelmäßigen schwarzen Sprenkeln, der dunkle Schrank von Nußbaumholz links in der Fensterecke, die Stühle, das Sofa von gleichem Holze mit dem schwarzledernen Ueberzuge und den breiten Messingnägeln; dort rechts in der Ecke hinter den schneeweißen Gardinen die Vertiefung, in welcher das Bett stand: es war ihres Vaters Schlafgemach, wie er es aus dankbarer Erinnerung an die dürftige Lage seiner Aeltern mit kindlicher Pietät schlicht und einfach in seinem prachtvollen Hause hatte einrichten lassen! Sie forschte nicht, sie fragte nicht, sie sah nur: es war ja alles so bekannt, so gewohnt, so heilig!

Ihre Brust wogte heftig. Mit fast krampfhaftem Schluchzen eilte sie in die Ecke und riß die Gardinen voneinander: da stand ja das Bett des Vaters, so schlicht und einfach mit dem kleingemusterten bunten Ueberzug, das Bett, an welches sie jeden Abend getreten war, dem Vater Gute Nacht gewünscht und seinen Segen empfangen hatte.

Laut weinend kniete sie vor das Bett nieder, drückte das Gesicht tief in die Kissen und betete still und leise ein Gebet, das nach Versöhnung dürstete

und wie ein reicher, erquickender Segen auf das tiefbewegte Herz zurückwirkte.

Sie erhob sich und blickte wieder hinein in das traute, schlichte Zimmer, welches sie wie in heiliger Weihe umfing und mit dem goldenen Schimmer ihrer unschuldsvollen, glücklichen Jugend umstrahlte. Sie träumte nicht mehr. Sie fand sich in die ganze Wahrheit, in die ganze Göttlichkeit der Versöhnung zurückversetzt. Verklärt und mit leuchtendem Blicke schaute sie der Matrone ins Auge, welche mit inniger Theilnahme ihren Schmerz wie ihren Trost zu begreifen schien und mit erhabenem Ausdruck ihr das weiße Nachtgewand vom Arme darreichte mit den Worten des königlichen Priesters: „Deine Kleider sollen allezeit weiß sein und Oel deinem Haupte nicht mangeln.“

Mit Begierde griff Josepha nach dem Gewand. Ein solches hatte ihre frühverklärte Mutter, hatte sie selbst im Aelternhause getragen. Sie drückte einen Kuß auf die Lippen der Matrone, streifte ihr dunkles Kleid ab und hüllte sich in das dargebotene weiße Gewand.

Die Kraft und der Muth der Jugend kam in wunderbarer Fülle über sie. Zum ersten mal seit

Jahren schmückte eine rosafarbene Schleife ihre Brust und ein gleicher Gürtel den schlanken Leib. Sie wagte sogar einen Blick in den kleinen Spiegel über dem Sofa und wandte sich dann überrascht und erröthend zurück zur Matrone —, sie befand sich allein im Zimmer.

Die Einsamkeit that ihr unaussprechlich wohl. Der Himmel des innern Friedens erfüllte ihre Brust. Sie fühlte sich so ganz heimisch, so ganz vollkommen geweiht in dieser Sphäre, daß sie den nach einer Weile an die Thür pochenden und eintretenden Hausherrn mit der freundlichen Sicherheit der Wirthin als theuern, verehrten Gast empfing und willkommen hieß.

Der Hausherr hatte sein langes Gewand von schwarzem Sammt angelegt, welches ihm ein noch ehrwürdigeres, fast priesterliches Ansehen verlieh. Mit kurzen, freundlichen Worten entschuldigte er sein längeres Ausbleiben, führte Josepha auf das Sofa und nahm schweigend an ihrer Seite Platz, wie in der Erwartung, daß Josepha das Wort ergreifen und ihm eine Mittheilung machen werde.

Josepha verstand das Schweigen des Greises. Noch mehr trieben sie die heiligen Erinnerungen,

welche das Zimmer in ihr geweckt hatten, und eine lebhafte Ahnung, daß sie hier in dem Greise tiefen Trost und Anhalt gewinnen werde. Mit Innigkeit ergriff sie seine Hand und bat ihn, das Lebensschicksal einer Unglücklichen zu hören und ihr die Theilnahme nicht zu entziehen, welche sie bei ihm gefunden zu haben glaube.

Der Tammer blickte mit innigem Wohlwollen auf sie und bat sie mit mildem Tone, ihn ihres Vertrauens zu würdigen, das er zu verdienen sich bestreben werde.

„Lassen Sie mich denn mit dem ganzen Vertrauen zu Ihnen reden, wie nur eine Tochter gegen ihren Vater sprechen kann", begann Josepha. „Sie sind ein Jude, und auch ich bin oder war eine Tochter Israels."

Mit schüchtern fragendem Blick hielt Josepha inne, als ob sie die sofortige Bestätigung ihrer Frage erwarte. Als aber der Greis schweigend den wohlwollenden Blick auf sie gerichtet hielt, fuhr sie mit gesenkten Augen fort:

„Ich bin Josepha, die Tochter des Bankiers Mair Leb Jonah in der Residenz. Wenn Sie längere Zeit hier gelebt haben, so kennen Sie auch

den stets mit Achtung genannten Namen eines Mannes, welcher treu und fest an dem Glauben seiner Väter gehalten und seine Reichthümer zu zahllosen Wohlthaten und edelmüthigen Handlungen angewandt hat."

Hier schlug Josepha die Augen auf und hielt bestürzt inne, als sie wahrnahm, daß ihr Wirth aufgestanden war, das ehrwürdige Angesicht gen Himmel gerichtet hielt und mit ausgebreiteten Armen in die Worte ausbrach:

„Herr Gott, Ewiger, du Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's. Du bist ein allmächtiger Gott, allbarmherzig und allgnädig, langmüthig, von unendlicher Huld und Treue. Du bewahrst die Güte noch dem tausendsten Geschlechte und verzeihest Missethat, Abfall und Sünde. Dein Ruhm währet ewiglich!"

Langsam bewegte der Greis die Hände zusammen, blickte dann mit dem Ausdruck inniger Liebe auf Josepha nieder, legte die Hände auf ihr Haupt und sprach mit leise murmelnden Lippen einen Segen über sie. Dann setzte er sich wieder an ihre Seite und bat mit seltsam fester Ueberwindung und Ruhe, daß Josepha in ihrer Erzählung fortfahren möge.

Josepha sah, daß der Greis seine tiefe mit Anstrengung zurückgehaltene Bewegung verbergen wolle. Sie sammelte sich und fuhr fort:

„Ich bin das einzige Kind meiner Aeltern. Alle ihre Hoffnungen beruhten auf mir. Sie gaben mir eine ausgezeichnete Erziehung und scheuten keine Opfer dafür. Als ich sechzehn Jahre alt war, starb meine fromme, gottesfürchtige Mutter. Meine Jugendkraft überwand die schwere Krankheit, in welche mich der tiefe Schmerz über den schweren Verlust gestürzt hatte. Aber meines Vaters Herz war gebrochen. Ich war ihm nun alles in der Welt und seine Liebe und Zärtlichkeit für mich kannte keine Grenzen; nur ich allein war noch für ihn da; die ganze Welt war ihm fremd und gleichgültig geworden; er berücksichtigte sie nur, damit er sie durch Wohlthaten und Almosen abfinden konnte.

„Meine Gesundheit war noch immer angegriffen. Der Arzt bestand auf einem längern Aufenthalt in einem mildern Klima. Nach schwerem Kampfe entschloß sich mein Vater, sich auf einige Zeit von mir zu trennen. Er brachte mich selbst zu einer im Süden Deutschlands lebenden Verwandten, welche als Witwe in einem reizend gelegenen kleinen Orte

von der Unterstützung lebte, welche ihre Verwandten mit meinem Vater ihr zukommen ließen. Nur die Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung gab uns Muth und Kraft, die Trennung voneinander zu tragen.

„Meine Verwandte war die einzige Jüdin im Orte. Aber keiner wußte oder ahnte nur, daß sie Jüdin sei. Ich selbst sollte nach dem Willen meines Vaters in möglichster Eingezogenheit leben und niemand sollte in mir die Erbin großer Reichthümer ahnen. Mein jüdischer Familienname Jonah wurde in den deutschen Namen Taube übersetzt, damit niemand die Jüdin in mir erkenne.

„Der Aufenthalt in dem lieblichen Gebirgsorte that mir wohl. Ich fühlte sehr bald, daß meine Gesundheit sich kräftige. Aber es kam auch ein köstlicher Friede in mein Herz, den ich bis dahin nicht gekannt hatte und welcher bei aller Ruhe der Seele dennoch eine innige Liebe und Sehnsucht in mir weckte. Ich lernte den Pfarrer des Orts kennen, einen würdigen alten Mann, der von der Wahrheit seines christlichen Glaubens tief durchdrungen war und in überzeugender und hinreißender Weise die Herrlichkeit Gottes und seines eingeborenen Sohnes

zu lehren wußte. Ich fühlte mich zum christlichen Gottesdienst hingezogen, dessen einfache, edle Würde vollkommen der Lehre von der Liebe und Erlösung entsprach, welche der Welterlöser als Vollendung des Glaubens meiner Väter gepredigt hatte. Ungeahnt, ungezwungen, einfach, aber gewaltig zog der Christenglaube in mein Herz ein. Ich bewahrte ihn heimlich und still in meinem Herzen wie einen köstlichen Schatz, den niemand in mir ahnen sollte, damit er mir nicht entrissen werde.

„Meine Verwandte sah, was in mir vorging. Sie hielt es für nothwendig, mich um meines Vaters willen zu warnen, welcher unerschütterlich streng und starr an dem Glauben seiner Väter hielt. Ich sprach ihr offen meine Ueberzeugung aus und fand in ihrer Erwiderung meine Ahnung bestätigt, daß auch sie von der tiefen Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt und im Herzen schon Christin geworden war. Wir gelobten einander treue Verschwiegenheit und lebten in stiller Ausgleichung friedlich und liebevoll nebeneinander.

„Das neuerwachte Leben in meiner Seele sollte aber mit ganzer Allmacht mich erfassen und beherrschen, als ich bei den häufigen Besuchen in der nahen

Residenz die christliche Kirchenmusik kennen lernte. Bei meinem musikalischen Unterricht im Aelternhause hatte ich nur die Salonmusik kennen gelernt und geübt. Jetzt hörte ich die wunderbaren Choräle von Palestrina, den «Messias» von Händel, die Requiem von Jomelli und Mozart, den «Paulus» von Mendelssohn-Bartholdy. Ich begriff, daß die Musik ein unmittelbares Eigenthum der christlichen Kirche, ja sogar ihr wunderbarstes, unbegreiflichstes Glaubensbekenntniß sei, und vor allem gewann ich an der großartigen «Matthäuspassion» von Johann Sebastian Bach die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der Welterlöser wahrhaftig gekommen, daß seine Erscheinung eine unzweifelhafte geschichtliche Thatsache sei. Auf meinen einsamen Spaziergängen in den romantischen Partien des lieblichen Gebirgsthales sang ich die wunderbaren christlichen Weisen, welche sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt hatten. Oft lag ich auf dem schwellenden Moos der vorspringenden Klippe neben dem herrlichen Wasserfall und sang in das Rauschen des Wasserfalls wie das laute Bekenntniß meiner eigenen Seele: «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt», und der Wasserfall mit seinem Murmeln und Rauschen begleitete meine Stimme beifällig

wie ein lieber vertrauter Freund, und oft glaubte ich sogar dazwischen begleitende harmonische Accorde wie von einem Saitenspiel erklingen zu hören.

„Eines Abends hatte ich mich wieder auf die Klippe gelagert und gesungen und den Accorden gelauscht, welche wiederum wunderbar geheimnißvoll aus dem Wasserfall zu mir heraufzuklingen schienen. Ich erhob mich, stieg hinab und ging weiter über den Steg des romantischen Gebirgsbaches auf die andere Seite, um das Haus meiner Verwandten auf diesem Umwege zu erreichen, als ich am andern Ufer des Baches einen Jüngling sitzen sah. Neben ihm lag eine Guitarre und vor sich hatte er ein Skizzenbuch, in welches er zeichnete. Ein unwillkürlicher Ruf der Ueberraschung über die Gegenwart eines fremden Mannes in dieser entlegenen Gegend lenkte seine Aufmerksamkeit auf mich. Er wandte sich um: ich erblickte das edle, schöne Gesicht eines jungen Mannes, aus dessen Zügen Geist und Poesie lebendig sprachen.

„Ich konnte ihm nicht ausweichen. Er stand auf, entschuldigte sich, daß er meine Einsamkeit gestört habe, und zeigte mir sein Skizzenbuch, in welchem er den Wasserfall von verschiedenen

Seiten gezeichnet hatte. Die Skizzen waren kühn und gewandt und verriethen den geistvollen Meister. Auf der einen Skizze war die Klippe gezeichnet, auf welche ich mich oft gelagert hatte, und ich konnte nicht verkennen, daß in der Figur auf der Klippe meine Gestalt angedeutet war. In fesselnder und geistvoller Weise sprach er über die schönsten Punkte der Umgebung und erzählte mir dabei, daß er seine medicinischen Studien in der nicht weit entlegenen Universitätsstadt vollendet, zu seiner Erholung einen Streifzug durch die Gebirgsgegend gemacht habe, daß er schon seit einigen Tagen hier verweilt, die Schluchten in der Nähe des Wasserfalls durchwandert und dabei viele Punkte skizzirt habe. Er begleitete mich bis in einige Entfernung von meiner Wohnung und zog sich dann bescheiden zurück. Als ich in die Thür meiner Verwandten trat, blickte ich zurück und bemerkte, wie der Fremde bei der Buchengruppe, wo ich ihn verlassen hatte, mir aufmerksam mit den Augen gefolgt war, bei meinem Zurückblicken die Hand aufs Herz legte und rasch in das Gebüsch verschwand.

„Diese Begegnung entschied mein Leben. Die ganze Macht der menschlichen Seele vermag nicht

den einen Moment ihres eigenen Lebens zu schildern, wann sie in Liebe aufgegangen ist. Ich kam andern Tags wieder an jene Stelle und fand ihn wieder, und kam dann alle Tage und fand ihn alle Tage dort. Wir suchten und scheuten und fanden dennoch bald den einen Moment, wo ich in seinen Armen den Bund ewiger, unvergänglicher Liebe mit ihm schloß."

Hier hielt Josepha inne und schlug den verklärten Blick aufwärts, als wolle sie dem Zuhörer ein Bild der Seligkeit geben, welche in der Erinnerung durch ihre Seele zog. Erst als der Greis mit inniger Theilnahme schweigend die Hand der Verklärten ergriff und drückte, fuhr sie fort:

„Wir hielten unsern Bund geheim. Aber je größer unser Glück war, je mehr wir die ganze Außenwelt um uns vergaßen, desto ernster mahnte mich die Erinnerung an meinen Vater und an den verleugneten Glauben meiner Väter. Das Geständniß meines Geliebten, daß er arm und aussichtslos sei, war für mich eine neue Seligkeit. Denn ich war reich und konnte den Geliebten aller kümmerlichen Sorge dieses Lebens überheben. Aber ich zitterte vor dem Gedanken der Offenbarung, daß ich die Tochter eines Volksstammes sei, dessen Fleiß

und Reichthum gerade jetzt wieder der Grund heimlichen christlichen Neides und offener Misachtung und Verfolgung geworden ist wie in den vergangenen Jahrhunderten. Als ich den Versuch machte, durch Erwähnung der unglücklichen Lage des zerstreuten Judenthums den Geliebten auf das Bekenntniß meiner Abstammung vorzubereiten, loderte sein Zorn in hellen Flammen auf über die neuen Judenverfolgungen, und dann sprach er wieder mit tiefer Erbitterung von dem heimlichen, unversöhnlichen Haß, mit welchem auch das Judenthum seine Abtrünnigen unabläßig verfolge. Er bezeichnete dabei den Glauben der Aeltern als das heiligste Erbtheil der Kinder und nannte die Verleugnung des Glaubens der Väter die fluchwürdigste Sünde der Kinder.

„Ich bebte zusammen in seinen Armen, als er dies mit einer Bitterkeit und mit einem Ingrimm aussprach, den ich noch nicht an ihm gesehen hatte. Sein Ernst war so furchtbar und er selbst so tief ergriffen, daß er sich heftig aus meinen Armen rang und mit finsterm Blicke sich entfernte.

„An dieser momentanen Entfernung fühlte ich mit ungeheuerm Weh, daß eine Trennung vom Geliebten

ten für mich bitterer als der Tod, daß sie eine völlige Unmöglichkeit für mich sei.

„Ich war sein, ich mußte ihm ganz angehören und alles verleugnen und opfern, was uns jemals scheiden konnte. Ich unterdrückte den unsaglich bittern Kampf in meiner Brust. Ich wár nur für den Geliebten, nur für die Liebe da; ich wollte nur seine Liebe. Ich vertraute mich dem Geistlichen an, schilderte ihm meine Familienverhältnisse, meine innere Seligkeit und mein inneres Elend und bat ihn, mich zu taufen.

„Er erschrak über die Glut meiner Liebe und meiner Bitte; er warnte, wies mich zurück und litt selbst schwer mit mir. Er kannte meinen christlichen Glauben; er hatte das Judenthum in mir nicht einmal geahnt. Er wollte und durfte mich nicht taufen. Als ich ihn auf den Knien beschwor, um meiner irdischen und künftigen Glückseligkeit willen, die heilige Handlung an mir zu vollziehen, empfahl er mich endlich einem Geistlichen an der unfernen Grenze des Nachbarlandes, und dieser vollzog auf seine Empfehlung hin still und geräuschlos an mir die heilige Handlung, nachdem auch er sich selbst überzeugt hatte, wie vollkommen ich vom christlichen Glauben ergriffen war.

„Ich war Christin geworden. Jetzt erst fühlte ich mich vollkommen dem Geliebten zu eigen. Jetzt hatte ich Muth und Liebe für die ganze Menschheit. In dieser meiner Liebe und Seligkeit hoffte ich auch meinen Vater mit dem einzigen Kinde auszusöhnen. Ich schrieb ihm mit der ganzen Glut inniger, kindlicher Liebe und bat ihn, zu kommen und sein glückliches Kind zu segnen.

„Ich bekam keine Antwort. Nach drei Wochen heimlicher qualvoller Erwartung kam ein Brief des Procuristen, daß mein Vater krank gewesen sei, mein beträchtliches mütterliches Erbtheil bei dem ersten christlichen Bankier der nahen Residenzstadt zu meiner Verfügung niedergelegt, im übrigen sich von der abtrünnigen Tochter losgesagt und den bestimmten Befehl gegeben habe, niemals den Namen seines Kindes vor ihm auszusprechen, das für ihn gestorben sei!

„Ich fühlte mich in den ersten Augenblicken vernichtet. Aber die sichtbare, rührende Fürsorge meines Vaters für meine sorgenfreie Stellung hielt mich aufrecht; ich konnte nicht verstoßen sein: ich durfte Versöhnung hoffen. Ich mußte im bittern Kampfe ringen, mein neues schweres Geheimniß vor meiner

Verwandten und vor dem Geliebten zu verbergen. Ich hatte ihm bisher nichts von meinen Familienverhältnissen mitgetheilt. Jetzt erfuhr er von mir, daß ein mir zugefallenes Erbtheil uns eine sorgenfreie Existenz sichere und unserer Vereinigung kein Hinderniß entgegenstehe. Mit trübem, beinahe finsterm Ernst vernahm er diese Nachricht. Der Stolz seiner Armuth lehnte sich dagegen auf, daß er mir alles verdanken sollte. Ich schlug ihm vor, nach der nahen Schweiz überzusiedeln und dort eine ärztliche Praxis zu begründen. Nun aber wollte ich mich auch von dem drückenden Gefühl gegen meine liebevolle Verwandte befreien, welche mir überall mit dem offensten Vertrauen vollkommene Freiheit gelassen, und deren Blick in letzterer Zeit oft mit stiller Sorge auf mir geruht hatte. Mit dem vollen Muthe der Liebe trat ich unmittelbar nach der Zusammenkunft mit dem Geliebten, welche die letzte heimliche gewesen sein sollte, in die Wohnung der Verwandten.

„Zu meinem Schrecken fand ich sie völlig bekleidet auf ihrem Bett liegen. Sie war sprachlos. Sie schien sich nach meinem Anblick gesehnt zu haben. Bei meinem Eintritt lächelte sie mild, winkte

mit den Augen mich heran, machte mit den Fingern eine schwache Bewegung des Kreuzes und ward unter meinen verzweifelten Küssen eine Leiche.

„Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, erfuhr ich von der Hausmagd, daß gleichzeitig mit meinem Briefe auch an meine Verwandte ein Brief eingetroffen war, den sie in Gegenwart der Magd gelesen hatte. Beim Lesen war sie zusammengesunken und von der Magd auf das Bett gebracht worden.

„Ich fand den Brief. Er war von meines Vaters Hand. Mit dem ganzen wilden Schmerz und der schonungslosen Heftigkeit der Verzweiflung machte er der schuldlosen Verwandten die bittersten Vorwürfe wegen des zwiefachen Abfalls seiner Tochter und maß ihr allein die ganze schwere Schuld bei, daß sie ihm seine Tochter zwiefach habe verloren gehen lassen.

„Der Brief mit seinen furchtbaren ungerechten Beschuldigungen hatten meiner Verwandten den Tod gebracht. Ich stand starr und empfindungslos. In diesem ungeheuern dumpfen Schmerz begrub ich die Dahingeschiedene. Als ich vom Grabe zurückkam, fand ich erst, daß ich keinen Vater, keine Verwandte mehr hatte: ich stand allein in der Welt. Da stieg

das Bild des Geliebten vor meiner Seele auf. Um ihn hatte ich alles verloren, gelitten, getragen: nun fühlte ich, daß ich nichts hatte, außer dem Geliebten. Ihm gehörte ich an, mein ganzes Leben, meine Hoffnung, meine Zuversicht, meine ganze Seligkeit war nur noch er. Ich war sein mit einer Liebe, die sich selbst nicht mehr kannte und dachte."

Hier hielt Josepha wieder inne. Sie starrte mit gerungenen Händen vor sich hin, während ihr Busen in krampfhaften Athemzügen wogte. Der Greis bat sie, sich zu fassen und mit ihrer erschütternden Erzählung abzubrechen, welche so schmerzliche Erinnerungen in ihr weckte. Mit Stolz erhob aber Josepha das gesenkte Haupt, als scheue sie sich, irgendeine Schwäche verrathen zu haben, und fuhr mit fester Stimme fort:

„Wir baten den Geistlichen, uns ehelich miteinander zu verbinden. Er war bereit, sofern mein Geliebter die nöthigen Documente beibringe. Die gleiche Bedingung stellte der Geistliche, welcher mich getauft hatte.

„Mein Geliebter war entrüstet, daß seine vorgezeigten akademischen Papiere nicht genügten, verreiste einige Tage und kam dann mit der Nachricht zurück,

daß er einen Geistlichen gefunden habe, welcher uns im Stillen trauen wolle. Wir verließen unsern Aufenthalt und gelangten nach einer Reise von wenigen Stunden in ein ärmliches Pfarrdörfchen, welches nur eine Meile von der Universitätsstadt entfernt war. Dort fanden wir einige Freunde meines Bräutigams, welche sich für unsere Person bei dem alten Pfarrer des Orts verbürgten und nach geschehener kurzer Copulation die Trauungsacte mit unterzeichneten.

„Ich war am Ziel meiner heißen Wünsche: ich war die Gattin des geliebten Mannes, um welchen ich so viel geopfert hatte, und belohnte den Geistlichen mit verschwenderischer Freigebigkeit, ohne auch nur den geringsten Zweifel zu haben, daß mein Glück nicht vollkommen gesichert sei.

„Wir durchreisten die Schweiz. Hundert trauliche Winkel boten sich dar für die Niederlassung eines glücklichen Paares. Aber nirgends fanden wir Ruhe. Ich schwärmte im seligen Glück; mein Gatte träumte sinnend vor sich hin. Es trieb uns weiter und weiter, bis wir endlich wieder auf deutschen Boden und an den Ort gelangten, wo wir uns zuerst gefunden hatten. In dem noch unverkauft

gebliebenen Hause meiner Verwandten verlebten wir einige Tage voll glücklicher und schmerzlicher Erinnerungen, als eines Vormittags ein Gerichtsbeamter erschien und meinen Gatten aufforderte, ihn im Wagen zur Residenz zu begleiten. Mein Gatte erblaßte, sammelte sich jedoch rasch und versprach Folge zu leisten. Ich war überzeugt, daß nur ein Misverständniß obwalte. Meine Begleitung wurde nicht nur nicht abgelehnt, sondern sogar gefordert. Eine unsagliche Angst befiel mich aber in der Residenz, als mein Gatte von mir getrennt und, wie man mir sagte, in Untersuchungshaft geführt wurde, während es mir freigestellt blieb, in einem Hotel Wohnung zu nehmen.

„Andern Tags wurde ich zum Verhör vorgeladen. Ich übergehe die furchtbar lange Zeit mit allen qualvollen Einzelheiten und Förmlichkeiten eines öffentlichen Criminalprocesses, bei welchem die starke Menschenseele jedes Gefragten ärger gepeinigt wird, als dies jemals dem schwachen Menschenkörper mit der Folter früherer Jahrhunderte geschah. Ich erfuhr öffentlich vor jedermann, daß ich und der Geistliche, der mich getraut hatte, getäuscht, daß mein Gatte ein Jude war, der, wenn er auch längst den

Glauben seiner Väter verleugnet hatte, doch noch nicht wie ich getauft, und daß meine Ehe mit ihm eine gesetzliche Unmöglichkeit, daß ich von ihm hintergangen worden sei. Jetzt erst erfuhr ich, daß er der Sohn eines schon seit Jahren verschollenen jüdischen Arztes in Böhmen und daß sein wirklicher Familienname dem meines Vaters gleich war: Er hieß Nathan Bar Zadik Jonah."

Ein durchdringender Schrei unterbrach hier die Erzählung Josepha's. Krampfhaft hatte der Greis mit beiden Händen in seinen weißen Bart gegriffen und wiegte nun mit stillem Wimmern das Haupt auf und nieder, indem er wiederholt die Worte ausstieß: „Oi lanu ki chatanu! — Oi lanu ki chatanu!" [1])

„Ja", fuhr Josepha, tief ergriffen von der schmerzlichen Theilnahme des alten Mannes, mit festem, feierlichem Ton fort, „ja, groß war die Sünde —, groß war meine Sünde! Mein Gatte wurde zu sechs Jahren einsamer Haft verurtheilt und ich, die Schuldige, die allein Schuldige, die ihren Glauben, ihren Vater verleugnet, den Geliebten getäuscht, des Vaters Herz gebrochen, der Verwandten Tod ver-

[1]) Wehe uns, daß wir so gesündigt haben!

schuldet hatte, ich wurde fortgelassen! Die Ehe ward für ungültig erklärt.

„Jetzt erst fühlte ich die ganze Gewalt der Pflicht, die Seinige bis in den Tod zu sein und mein ganzes Leben ihm zu opfern. Ich wandte mich an die Tochter des Fürsten, an die Fürstin selbst. Ich fand die edelsten, herrlichsten Frauenherzen und die wärmste Verwendung beim Fürsten. Alles was wir erreichen konnten, war eine Strafminderung von sechs auf vier Jahre. Weiter konnte ich für jetzt nichts hoffen.

„Mein Gatte wurde in das ferne Gefängniß abgeführt. Ich durfte ihn nicht wiedersehen. Aber ich folgte ihm an den Ort, wo das Gefängniß sich befand. Dort wollte ich als seine Witwe leben und trauern, bis er von seinem lebendigen Kerkertod erlöst sein würde.

„Ich durfte nicht ins Gefängniß. Ich sah und hörte nichts von meinem Gatten. Aber ich las in den Gefängnißreglements und zahlreichen Schriften, daß die heilige Frage an die Menschenseele: «Was brachte dich in Sünde und wie ist dir zu helfen?» mit der schauerlichen Verleugnung aller Freiheit des Leibes und der Seele beantwortet und daß aus allen und jedem nach einer und derselben Schablone

ein und derselbe Normalmensch geschaffen werden solle, der wie ein automates Phantom aus der Zelle hervorgeht und dann an Freiheit, Licht und Luft des Lebens rasch verkümmert.

„Ich saß den ganzen Tag am Fenster und blickte hinüber auf die schweigsamen todten Mauern, aus denen nur der eine Gedanke wie der vereinigte Chor vieler Hunderte gen Himmel stieg gleich der mahnenden Anklage unbeerdigter Todter. Er, der Mann voll Wissenschaft, voll tiefer, glühender Poesie und Liebe, er mußte mit derselben Hand, welche in kühnen, genialen Zügen jeden Lieblingsort unsers schönen Glückes gezeichnet hatte und mit wunderbarer, herrlicher Meisterschaft die Laute und Geige zu spielen verstand, er, der mein war, den meine Seele liebte: er mußte mit derselben Hand, mit welcher er mich so oft an sein Herz gedrückt hatte, Wolle krämpeln und am Spinnrad sitzen!

„Ich begann zu kränkeln. Es gelang mir, den Gefängnißarzt zu mir rufen zu lassen. Er war ein trefflicher Mann und ein entschiedener Gegner der isolirten Haft. Er kannte mein und meines Gatten Schicksal aus den Acten und schenkte mir herzliche Theilnahme.

„Es gelang seinem Rathe und seinen Mitteln mich bald wiederherzustellen. Am glücklichsten machten mich seine Mittheilungen über meinen Gatten, welcher jetzt erst durch ihn meine Anwesenheit erfahren hatte. Auf langes Bitten vermochte ich durch ihn den Director des Gefängnisses zu bestimmen, daß ich meinen Gatten ein einziges mal besuchen durfte.

„In des Arztes Begleitung betrat ich das Gefängniß mit dem ganzen Schauder, mit welchem man ein Grabgewölbe betritt. Der Director ließ sich verleugnen, da er meinen Besuch nur als ohne sein Vorwissen geschehen gelten lassen wollte.

„Wir gingen einen langen breiten Corridor hinab, der von oben erhellt war und an beiden Seiten zwei Reihen numerirter Zellen über und unter einer Seitengalerie enthielt. Mit Schaudern las ich auf den Platten die Nummer und den Namen der Gefangenen und dabei «vier Jahre», «sechs Jahre», «zehn Jahre» und, wie ein Hohn und Spott, sogar «lebenslänglich»! als ob hier noch Leben gelten und gefristet werden könne!

„Am Ende des Corridors schloß der Gefangenwärter eine Thür auf, welche zu einem engen, finstern

Hofe mit hohen Mauern führte, und rief mit schnarrender Commandostimme: «Nr. 61 bis 76 eintreten! Nr. 64 bleiben!»

„Funfzehn bleiche, gespenstische Gestalten gingen an mir vorüber. Geisterhaft glotzten mich fremde Augen durch die Löcher der Kappenschirme an und gingen vorüber. Nr. 64 im Hofe wandte sich gegen mich.

„Mit dem Ausdruck des Wahnsinns funkelten mir die Augen durch die Schirmlöcher entgegen. Mit furchtbarem Gelächter riß die Gestalt die Kappe vom kurzgeschorenen Kopf, trat mit den Füßen darauf und richtete dann mit demselben Gelächter das Gesicht und die Arme gen Himmel, schüttelte das Haupt und schlug die Hände zusammen, während ein Strom von Thränen aus den Augen schoß.

„Ich stürzte schreiend in seine Arme. Er riß mich mit wilder Gewalt an seine Brust, stieß mich von sich, schüttelte den Kopf und streckte dann wieder beide Arme nach mir. Ich hielt ihn fest umklammert. Der Gefangenwärter trat auf uns zu und faßte meinen Arm, um uns zu trennen. Verächtlich und heftig stieß mein Gatte mit dem Fuß nach ihm. Andere Gefangenwärter eilten herbei; ich

wurde mit Gewalt aus seinen Armen gerissen. Er wehrte sich mit der Kraft eines Rasenden, schleuderte den ersten zu Boden und stieß ihn mit Füßen. Ich wurde bewußtlos hinweggetragen und hörte nur noch den furchtbaren Tumult des Kampfes, die Verwünschungen der Gefangenwärter und den immer matter werdenden Schmerzensschrei meines überwältigten Gatten!

„Als ich zum Bewußtsein erwachte, befand ich mich in meiner Wohnung auf dem Bett. Wochen waren vergangen, ehe ich zum Bewußtsein gekommen war. Ein hitziges Fieber hatte mich auf das Krankenlager geworfen und dem Tode nahe gebracht. Der menschenfreundliche Gefängnißarzt war mein treuer Beistand gewesen und bestärkte mich jetzt in dem Wahne, daß die Bilder, welche ich im Fieber gesehen zu haben glaubte, nur krankhafte Phantasien gewesen seien. Erst nach einem Jahre genas ich vollkommen wieder, dank meiner Jugendkraft und dem ländlichen Aufenthalt, welchen mir der Arzt als unerlaßliche Nothwendigkeit vorgeschrieben hatte.

Erst nach meiner Rückkehr, da er mich vollkommen genesen fand, theilte er mir mit, daß mein Gatte infolge einer angestellten Untersuchung in eine

andere Strafanstalt versetzt sei, welche er jedoch trotz aller Nachforschungen nicht habe in Erfahrung brinken können.

„Meines Bleibens war hierauf nicht länger. Ich hoffte in der Residenz weiteres über den Aufenthalt des Geliebten erfahren zu können. Der Arzt gab mir ein Schreiben an einen frühern akademischen Freund in der Residenz, welcher als Auditor beim Hofgericht thätig war. Von diesem erfuhr ich, daß es seinen und des edeln Arztes menschenfreundlichen Bemühungen schon vor mehrern Monaten gelungen war, die gänzliche Begnadigung meines Gatten und seine Entlassung aus der nur wenige Meilen von der Residenz entfernten Strafanstalt beim Fürsten zu bewirken. Wohin er sich gewandt hatte, konnte mir der Auditor nicht sagen; so viel war gewiß, daß er landesverwiesen war. Der Auditor hatte mein Schicksal theilweise kennen gelernt. Jetzt offenbarte ich es ihm ganz und fand bei ihm die lebhafteste Theilnahme, die er mir auch noch jetzt bewahrt hat, da ich ihn ganz unvermuthet in der hiesigen Residenz als Beamten bei der Polizei getroffen habe.

„Ich reiste zur Strafanstalt, welche nur wenige

Meilen von der Residenz entfernt und ohne moderne systematische Einrichtung nur eine massenhafte Zusammenhäufung von Strafgefangenen aller Arten durcheinander war. Ich traf den Inspector, einen alten, stumpfen, verabschiedeten Offizier, in weinseliger Laune mit geröthetem Gesicht beim Frühstück sitzen. Ich nannte den Namen meines Gatten, ohne den meinigen zu nennen, und erfuhr von ihm, daß der Dr. med. Nathan Bar Zadik Jonah vor zwölf Monaten aus der Isolirstrafanstalt in diese «bei weitem gemüthlichere» Anstalt mit gemeinsamer Haft übersiedelt worden sei, schon in vier Wochen auf der «Cigarrenstation» das Cigarrenwickeln fertig erlernt, im übrigen aber sich stets als verschlossen und tückisch erwiesen und sich immer nur mit den Hauptgaunern, namentlich mit dem von allen respectirten und unter ihnen mit dem Namen des «Tammerfriedel» bezeichneten Anführer einer Gaunerbande abgegeben und vor sieben Monaten, als er nur erst einen Theil seiner Strafhaft abgebüßt habe, vom Fürsten begnadigt und mit noch andern schweren Verbrechern des Landes verwiesen worden sei.

„Ich flüchtete mich vor der widerwärtigen witzelnden Galanterie des Mannes, ohne noch weitere Er-

kundigungen bei ihm anzustellen. Unstet reiste ich umher, um eine Spur meines unglücklichen Gatten zu finden, den, wie ich ihn kannte, nur sein Trotz gegen die Menschen und seine Verzweiflung am Leben zur Gemeinsamkeit mit Verbrechern geführt haben konnte, mit welchen er in der Strafanstalt zusammenzuleben gezwungen war.

„Vor vierzehn Tagen fand ich seine Spur, welche mich hierher in die Residenz, in meine Vaterstadt, führte. Seit Jahren hatte ich sie nicht gesehen, wenn auch mein ganzes Herz mich dahin zog. Mit der Verstoßung aus dem Herzen meines Vaters hatte ich auch aufgehört eine Heimat zu haben.

„Als ich von fern die bekannten Thürme der Stadt erblickte, hätte ich den Bahnzug aufhalten mögen. Aber gewaltsam, als ob das eiserne Schicksal rücksichtslos hier über mich entscheiden wolle, brauste der Zug näher und näher, und der grelle Pfiff der Locomotive tönte mir so furchtbar ins Ohr wie die Posaune des Jüngsten Gerichts. Ich stieg aus. Niemand erkannte mich durch den Schleier. Ich bezog ein Hotel und durfte dort unentdeckt bleiben, da meine Paßkarte noch immer auf Josepha Taube lautete.

„Gleich am selben Abend zog es mich mit Allgewalt zu meines Vaters Hause. Ich sollte ihm nicht vor die Augen kommen. Aber vorübergehen durfte ich im Abenddunkel, und die heiße Hand und Stirn an dem kalten Gestein des Vaterhauses kühlen.

„Da stand das Haus. Ich mußte stillstehen vor lautem Herzklopfen. Die untern Comptoirräume waren erhellt, oben die Beletage, meine Zimmer, dunkel und die Rouleaux herabgelassen. Ich ging vorüber, kehrte zurück und ging wieder vorbei. Vielleicht konnte ich unbemerkt die theuern Züge des geliebten Vaters erspähen. Ich ging um das Häuserviertel herum hinten auf die Promenade. Die kleine Gartenpforte war unverschlossen.

„Ich öffnete, trat ein und ging mit schüchternem Schritt auf dem Eigenthume meines Vaters, dem Tummelplatz meiner seligen Jugendzeit, ans Haus hinan. Rechts am Treibhause, welches ja das meine war, trat mir der große Hund Hektor mit drohendem Knurren entgegen. Bei der furchtlosen Annäherung erkannte er mich sofort, sprang an mir auf und winselte vor Freude. Da war ja doch noch Treue und Liebe für die Verstoßene. Tief ergriffen umfaßte ich das treue Thier, das auf meinen Wink

sich ruhig verhielt und mich an die Hinterthür des Hauses begleitete, wo es freudig in die Thür lief, als ob es meine Ankunft melden wolle.

„Dort aus meines Vaters bescheidenem Arbeitsstübchen strahlte das Licht durch die Fenster heraus. Ich nahm die kleine Leiter, auf welcher ich als Kind im Garten umhergeklettert hatte und welche noch auf dem gewohnten Platze stand. Ich legte sie leise gegen das Fenster und stieg behutsam hinauf. Als ich an die untere Fensterscheibe gelangte, zitterte mein Fuß; ich wagte kaum das Gesicht zu erheben und in das Zimmer zu blicken. Ich betete zu Gott um Kraft und Muth nur für diesen einen Blick durch das Fenster auf meinen Vater.

„Da saß er, mir gerade gegenüber, auf dem kleinen Kanapee, auf welchem ich stets neben ihm gesessen hatte. Der helle Schein der Lampe fiel auf sein schönes, ehrwürdiges Haupt. Das volle Haar war in den wenigen Jahren gelichtet und schneeweiß geworden, gebleicht vom Gram und Kummer, den ich ihm bereitet hatte. Er las in dem mir so bekannten dünnen Folianten, dem «Sepher Leb Tob», dem Erbtheil meiner Mutter von ihrer würdigen Mutter, der frommen Rebbizin. Ich kannte

es genau an dem braunbunten Pappeinbande. Meine Mutter hatte mir oft daraus vorgelesen, und nach ihrem Tode war das Buch meinem Vater die theuerste Erinnerung an meine Mutter geworden.

„Ich weinte stille heiße Thränen ob des heiligen Anblicks meines Vaters. Da schaute er auf: sein Blick fiel auf mein Gesicht. Er starrte auf die Fensterscheibe, streckte die Arme gegen mich aus wie gegen eine Vision und sank dann zurück ins Kanapee, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

„Ich konnte mich nicht mehr halten auf der Leiter: bewußtlos glitt ich herab. Kaum war ich unten, so ergriff mich ein Hausknecht, den ich früher nicht gesehen, und führte mich mit rauher Hand scheltend durchs Haus auf die Straße, wo er mich als Hauseinschleicherin einem vorübergehenden Constabler übergab. Ich wurde auf die Polizei geführt, wo es mir bald gelang, mit Hülfe meiner dort vom Hotel eingeschickten Paßkarte meine Freiheit zu erlangen. Zufällig erfuhr ich bei dieser Begebenheit, daß mein Gatte sich wirklich hier unter dem Namen aufhalte, welchen man mir vor kurzem genannt hatte. Vor zwei Tagen erkundete ich seine Wohnung. An demselben Abend war er abgereist, jedoch, wie heute

Abend der Polizeicommissar erklärte, nicht weiter als bis zur Station Altendorf, in deren Nähe er verweilen muß und wo ich mich mit ihm wieder vereinigen werde. Ich danke dem Gott der Weisheit und Gnade und flehe ihn ferner an um seine Barmherzigkeit."

Bei diesen Worten wurde Josepha durch das rasche Aufstehen des Wirths unterbrochen, welcher ihre Mittheilungen mit bei weitem tiefern Empfindungen angehört hatte, als sie selbst ahnte. Mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Schmerz, Mitleid und Liebe heftete er den durchdringenden Blick auf Josepha, welche jetzt erschöpft gegen die Lehne des Sofas zurückgesunken war, ging dann zum Schrank und mischte einen Trank, dem er zuletzt noch einige dunkelbraune Tropfen beifügte, und setzte schweigend das Glas an die Lippen Josepha's.

Als sie getrunken hatte, legte er feierlich beide Hände auf ihr Haupt, sprach einen Segen über sie und schritt mit ernster und fester Haltung zur Thür hinaus.

Josepha blieb eine Zeit lang auf dem Sofa zurückgelehnt. Der frische Trank that ihr wunderbar wohl und gerade erst an der allmählichen Zu-

nahme ihrer Kräfte bemerkte sie, wie sehr die Erzählung ihres tragischen Geschicks sie selbst erschüttert hatte. Dann aber empfand sie eine wohlthuende Mattigkeit. Ihr Auge wurde müde: kaum vermochte sie sich zu entkleiden und ins Bett zu legen.

Sanfte liebliche Traumgebilde zogen an ihrer Seele vorüber, und mit verklärtem Lächeln in den anmuthigen Zügen träumte sie von Liebe, Gnade und Vergebung.

V.

Der Polizeicommissar Monday fühlte sich außerordentlich geehrt, als der Assessor ihm früh morgens den Auftrag ertheilte, dem entsprungenen Kellner Schnuppe nachzuspüren und zu diesem Zweck mit der nöthigen Unterstützung von Mannschaft nach Wiesenau zu fahren. Der Auftrag that seiner persönlichen Eitelkeit solche Genüge, daß er sich dazu verleiten ließ, in steifer, diplomatischer Haltung seinem, trotz der innern Verstimmung doch mit ironischer Verwunderung ihm zuhörenden Vorgesetzten ganz unpassenderweise einige verbindliche Worte zu sagen wegen des in ihn gesetzten Vertrauens, wobei er hervorhob, daß er sich die ganze Schwierigkeit des Unternehmens nicht verhehlen könne, indem der Entsprungene gerade in der nächsten Zeit eine Nachsuchung fürchten müsse und sich desto sorgfältiger

verstecken werde; daß er aber dessenungeachtet das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen wissen werde.

Nach dieser ungehörigen feierlichen Anrede, welche als Compliment für den Assessor gemeint, ihrem Inhalte nach aber wie eine versteckte Misbilligung des Auftrags erschien, und nach deren Schluß Monday eine wie auf Verabschiedung des Assessors abgesehene wohlwollende Verbeugung machte, konnte er zu seiner großen Genugthuung, da der Assessor sich eiligst entfernte, um den nach der Residenz gebrachten Schulzen im Krankenhause zu verhören, in fast ununterbrochenem Redefluß fortfahren, den mit ihm zurückbleibenden Constablern eine geharnischte Rede zu halten voll schnöden Tadels über die gänzliche Abwesenheit alles Genies und jeglicher geistvoller Ueberschau und Behandlung wichtiger Angelegenheiten in Sachen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit des Staats. Am Schlusse der fulminanten Anrede versicherte er heilig, daß keiner von ihnen jemals befähigt sein werde, einen flüchtigen Gauner wieder einzufangen, namentlich nicht unter so großen Schwierigkeiten, wie solche jetzt zu überwinden seien und wie er solche ganz allein zu überwinden wissen werde.

Jede Erwiderung der durch den anmaßenden Tadel ersichtlich verstimmten Constabler wurde sofort vom Commissar Monday abgeschnitten durch die scharfen Commandoworte: „Angetreten! — Still-gestanden! — Fest!"

Mit imponirender Hoheit schritt der Commissar an der Reihe der neun oder elf Constabler herab, blickte jedem ernst und fest ins Gesicht, überschaute die ganze Aufstellung noch einmal von der Mitte der Fronte aus und setzte sich dann mit feierlichem Ernst an den Schreibtisch, um für das wichtige Unterneh-men drei „Depeschen" zu schreiben.

Mit würdiger Haltung schrieb Monday die drei „Depeschen", schloß sie mit dem großen Amtssiegel, machte die Aufschriften, warf mit vornehmer Flüch-tigkeit den Sand darüber und übergab mit der re-servirten Haltung eines Diplomaten, welcher eine Sommation zu überreichen hat, die „Depeschen" drei Constablern zur schleunigsten Beförderung, ließ eine Droschke zum sofortigen Vorfahren bestellen und ging in feierlicher Haltung zur Thür hinaus, wäh-rend die drei Beförderer der „Depeschen", von de-nen die eine an den Barbier des Commissars, die zweite an den Komiker des Hoftheaters und die dritte

an die Extrapostverwaltung gerichtet war, im stürmischen Amtseifer an ihm vorübereilten.

Der Commissar Monday hatte einen großen Gedanken gefaßt: er wollte nicht nur den entsprungenen Kellner einfangen, sondern auch den geheimen Schlupfwinkel des Kaufmanns Jakob Nosse in Wiesenau aufdecken, oder wie er sagte, „das ganze Nest ausnehmen", wenn sich, was zu vermuthen war, der Kellner dorthin gewandt hatte. Das Haus des Kaufmanns Jakob Nosse war dem Rufe nach jedem Beamten in der Residenz als Schlupfwinkel verdächtig. Aber die Polizeiverwaltung in Wiesenau war sehr mangelhaft, und niemals hatte sich eine Gelegenheit zu einer Recherche im Hause des sehr schlauen Geschäftsmannes dargeboten. Monday hatte aber allerdings ein besonderes Glück gehabt. Vor einiger Zeit hatte er nämlich das Gespräch zweier gefangener Gauner aus den Zellenfenstern belauert und bei dieser Gelegenheit sehr wichtige Dinge erfahren, da er sich eine sehr genaue Kenntniß der Gaunersprache erworben hatte. Sogar der „Kenzinken", d. h. das Erkennungsstichwort zur Einführung bei Nosse, „die Appretur ist glänzend", war ihm bei dieser Gelegenheit bekannt geworden. Er hatte darauf hin den gro-

ßen Gedanken gefaßt, sich incognito bei dem schlauen Rosse einzuführen, um ihn zu überrumpeln.

Seine versessene Anglomanie verleugnete sich aber auch bei diesem Plane nicht. So stand sein sehr sonderbares Programm fest, daß er als Engländer eintreten und nach den Umständen sogar den englischen Gauner spielen wollte, da auch die englische Gaunersprache ihm einigermaßen bekannt war. Niemand hatte er ein Wort gesagt von seiner Entdeckung, welche doch vor drei Tagen dem Collegen Enders und dem Assessor hätte von Nutzen sein und ihm selbst die heutige Reise sparen können. Er wollte die Entdeckung ganz allein für sich ausbeuten und einen glänzenden Handstreich wagen, der ihm, wenn er gelang, doch endlich den heißersehnten Orden bringen mußte.

Zum höchsten Erstaunen des Barbiers, welcher die Liebe und Sorgfalt seines Kunden für dessen stattlichen Bartwuchs kannte und ihm beim Färben und Wichsen desselben mit allen Hülfsmitteln der Kunst unterstützt hatte, setzte sich Monday auf den Lehnstuhl und hieß in stillem, aber großem Ton den Barbier, ihm den Schnurrbart und Knebelbart wegrasiren.

Erschrocken blieb der Barbier mit der ausgebreiteten Serviette stehen und starrte den Commissar sprachlos an.

Als dieser aber nochmals im selben Tone, wenn auch mit leichtem, schmerzlichem Lächeln, die Aufforderung wiederholte, erhob er mit seiner weichen und tiefen Baßstimme die ernste und feierliche Frage: „Sind Sie, Herr Polizeicommissar William Monday, alles Ernstes gesonnen, sich Ihres Schnurrbartes, ingleichen Ihres Kinnbartes von meiner Hand entledigen zu lassen, so antworten Sie mir mit einem deutlichen und vernehmlichen Ja."

„Ja!" antwortete der Gefragte mit einem feierlichen Seufzer.

„So entledige ich Sie auf Ihr deutliches und vernehmliches Ja Ihres Schnurrbartes, ingleichen Ihres Kinnbartes und verwahre mich feierlichst dagegen, daß auch nur ein Haar davon auf mein Gewissen falle und eine Verantwortung daraus für mich erwachse."

Mit raschen kühnen Zügen ward das Opfer vollbracht, und als dem Commissar eine stille Thräne in das Auge trat, machte er dem Barbier die sanfte Bemerkung, „daß das Messer heute etwas ziehe".

Noch saß der Commissar nach der stummen Verabschiedung des Bartkünstlers zusammengesunken im Lehnstuhl, ohne einen Blick in den Spiegel zu wagen, als der ihm genau befreundete Komiker vom Hoftheater hereinstürmte und befremdet fragte, welches Ereigniß den Freund bestimmt habe, ihn so dringend und eilig zu sich zu rufen. Dann prallte er verwundert zurück vor dem Anblick seines glattrasirten Freundes und wiederholte mit Aengstlichkeit seine Frage.

„Eine wichtige geheime Mission, mein lieber Freund", antwortete der Gefragte mit sanftem, gemessenem Ernst, „erfordert große Vorsicht und Opfer von mir. Du siehst", fügte er mit einem stillen Seufzer hinzu; „ich habe mich schon rasiren lassen und verlange von deiner Freundeshand einen Liebesdienst."

„Du hast zu befehlen. Sprich, was verlangst du?"

„Du hast in voriger Woche den Engländer in der Localposse sehr gut gespielt und ganz besonders hat mir das Copper-like deiner Gesichtsfarbe gefallen, welches nur durch vielen und echten Porter oder durch eine sehr geschickte Künstlerhand hervorgebracht werden kann."

„Nun ja. Ich habe ja auch die Schminke mitgebracht, wie du schriebst. Aber was soll das bedeuten? Ich bin sehr pressirt und soll in die Probe."

„Du sollst mich copper-like schminken, lieber Freund, und du thust mir eine Liebe, wenn du dich gleich daran machst, da ich ebenso große Eile habe wie du."

Der Komiker betrachtete seinen Freund mit seltsamem Lächeln und fragendem Blick, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Ich muß verreisen", fuhr Monday fort, „und kann dir nur sagen, daß es unerlaßlich nothwendig für mich ist, in der Rolle eines Engländers zu reisen."

„Da muß ich mit!" fuhr der Komiker lustig auf. „Da gibt's zu lachen und zu lernen. Ich schwänze die Probe!"

„Um des Himmels willen nicht! Ich muß das strengste Incognito beobachten. Mach' dich ans Werk."

Lachend begann der Komiker seinen Freund zu schminken, was ihm so ausnehmend gelang, daß Monday, als er endlich den ersten Blick auf sein bartloses Gesicht im Spiegel wagte, nicht nur mit der echt englischen Porterfarbe seines Gesichts zufrie-

den war, sondern sich auch mit dem harten Verlust seines liebevoll gepflegten Bartes einigermaßen aussöhnte.

Der Komiker machte noch einen Versuch, die lustige Fahrt mitmachen zu dürfen, und entfernte sich mit einiger Empfindlichkeit, als er abermals zurückgewiesen wurde.

Monday schritt nun zu seiner weitern Costümirung und wählte seine Lieblingskleidung, welche er schon früher eigens für seine Reisen hatte machen lassen, enge graue Buckskinbeinkleider mit Gamaschen, graue Weste, kleinen grauen Rundhut mit sehr schmaler Krämpe, kurzen und weiten grauen Pilotcloak mit hohem Kragen und weiten Aermeln. Um den Hals schlang er einen ungeheuer breiten, grauen Shawl, welcher nur die Augen und den obern Theil der Nase sichtbar ließ, nahm zum mächtig langen, grau und schwarz carrirten Plaid noch ein sehr großes, rothbunt gewürfeltes, wollenes Umschlagetuch um die Schultern, wie Damen es umlegen, hing eine lederne Reisetasche um, steckte sein Taschenbuch und seine mächtige lederne Middlemore's warranted cigar case with side spring, welche er sehr theuer gekauft hatte und für das Geschenk eines Lords aus-

gab, zu sich und huschte geschwind in die pünktlich vorgefahrene Extrapostchaise.

Die amtlichen Touren von der Residenz nach dem vier starke Meilen entfernten Wiesenau wurden gewöhnlich auf der Eisenbahn bis Altendorf gemacht. Von da pflegte die weitere Fahrt nach Wiesenau auf einem bereit stehenden alten Stuhlwagen quer durch die Heide zu gehen. Diese Beförderung genügte jedoch dem Commissar Monday überall nicht: er wählte Extrapost und hatte sogar auf der nächsten Station vier Pferde bestellt, um ganz vornehm und incognito in Wiesenau einzufahren, wo seine Person wenig oder gar nicht bekannt war.

Behaglich lehnte er in der Ecke der Chaise, den Qualm der Cigarre in dichten Wolken von sich blasend, und überlegte seinen großen Angriffsplan. Bei der Umspannung ließ er sich jedoch vor dem Posthalter, der ihn persönlich kannte, nicht sehen. Kaum waren aber die vier Pferde in Trab gesetzt, als Monday den Moment gekommen wähnte, in welchem er sich auch schon vor dem Postillon als reisenden Engländer legitimiren müsse.

„Driver", rief er, indem er das vordere Fenster der Chaise öffnete. „Driver! Hark y e driver

Drive on a good pace. I'll give you very good vails, whereas else you receive a sound thrashing! Do you understand me?"

„Heh!?" fragte der sich auf dem harttrabenden Sattelpferde halb zurückwendende Postillon kurz und verdrießlich.

„Drive on faster! The road is good and you don't get on."

„Ae wat!" sagte der Postillon verdrießlich vor sich hin, „den dwalschen Kerl versteiht de Dübel."

Dabei schwang er die Peitsche so geschickt um sich, daß die Schnur stets nach hinten quer über das Fenster fuhr und Monday es vorzog, das Fenster zu schließen, zufrieden, daß er nicht verstanden und daß er als Fremder angesehen werde.

Am Polizeicommissar William Monday bestätigte sich die besonders im polizeilichen Leben vielfach zu machende Wahrnehmung, daß eine Idiosynkrasie, so auffällig sie auch hervortreten mag, keineswegs immer das Zeichen geistiger Schwäche ist, sondern daß sie weit eher als ein wuchernder geistiger Parasit erscheint, welcher geradezu mit großer Geistesschärfe verbunden ist und sogar von dieser, wenn es gilt, wesentlich beherrscht wird. Ganz

richtig hatte Monday berechnet, daß der Postillon, sobald er ihn als Engländer erkannt habe, eigenmächtig ihn vor den theuersten Gasthof, das Hôtel-Royal, fahren werde. Das gerade wünschte er. Denn unmittelbar neben diesem Hotel lag das stattliche Haus des Kaufmanns Rosse und von den Zimmern am Hintergiebel des Gasthofs konnte man den nur durch eine niedrige Mauer vom Hofe des Hotels geschiedenen Hofraum mit dem dahinterliegenden neugebauten Speicher des Kaufmanns Rosse übersehen.

Wirklich hielt der Wagen vor dem Hôtel-Royal. Kellner und Hausknecht sprangen heraus, vom Wirth gefolgt. Die Wagenthür wurde geöffnet und der Passagier mit stummen und höflichen Complimenten zum Aussteigen eingeladen. Mit gelungener Indolenz und Verachtung blickte der unbeweglich in den Wagen zurückgelehnte Commissar auf das Hotelpersonal, zog endlich ein Bein nach dem andern gemächlich vom Rücksitz und stieg ohne auf den höflichen Wirth und dessen Willkomm und tiefe Verbeugungen zu achten aus, holte aus der Tasche des weiten Pilotcloak einen Thaler heraus, warf ihn, ohne einen Blick auf den Postillon zu verwenden,

gleichgültig unter die Füße der Pferde und rief dem höflich voranftretenden Kellner mit vornehmer Gelassenheit zu: „My room!“

Die dem Reisen wenig günstige späte Jahreszeit führte nur sehr spärliche Fremde in den Gasthof. Deshalb wurden nur einige und zwar die besten Zimmer in der Beletage geheizt gehalten. In eins derselben wurde Monday geführt. Es hatte alle Eleganz und Bequemlichkeit eines anständigen Gastzimmers und dem Eintretenden strömte eine behagliche Wärme entgegen.

Das Zimmer lag aber straßenwärts und das paßte dem Gaste durchaus nicht. Er blieb mitten im Zimmer stehen und sagte ruhig: „It smokes. Open the door.“

Mit Höflichkeit bemerkte der Kellner in einem entsetzlich schlechten Kellnerenglisch, daß er nicht die Spur von Rauch im Zimmer bemerke und daß der Ofen erst in voriger Woche gereinigt sei.

„Damn' it! I tell you, that the stove smokes. I have no mind, to be suffocated in this room. Give me another!“

Ohne eine Antwort zu erwarten, schritt Monday gemächlich aus der Thür, über den Corridor, eine

Treppe höher, blieb vor Nr. 25 stehen, welches nach dem Hofe ging, und sagte gelassen zum nachfolgenden Kellner: „That is my room. Unlock the door.“

Verdrießlich schloß der Kellner mit dem Hauptschlüssel auf und brummte zur stillen Freude des Gastes etwas von „verrücktem Engländer“ vor sich hin. Monday trat ein; der Kellner eilte an ihm vorbei, um das Rouleau aufzuziehen, wurde aber derb zurückgerissen mit den Worten: „Let down the curtain. Light a fire in the stove.“

Verdrießlich und brummend ging der Kellner und kam dann mit dem Fremdenbuch wieder. Verächtlich warf der Gast das Fremdenbuch gegen die Thür und sagte darauf: „Call the hostler to light the fire, and give me for dinner broth, beef, trouts, venison, bordeaux, portwine and champaign; make haste.“

Nach Entfernung des Kellners trat Monday an das Fenster und lugte neben dem herabgelassenen Rouleau vorbei nach dem Hofe und Hintergebäude des benachbarten Kaufmanns. Die Uebersicht konnte nicht besser gegeben werden. Das Hintergebäude des Kaufmanns war ein massiv gemauerter, vier-

stöckiger Speicher mit einer freien Schmalseite, während die andere schmale Seite an das etwas niedrigere Hintergebäude des Gasthofes stieß.

Die Langseiten des Speichers gingen nach dem Hofe und nach der hinterwärts gelegenen schmalen Gasse und hatten eine Thür nach beiden Seiten hin. Die Thür auf der Hofseite befand sich nahe bei der nur etwa acht Fuß hohen Scheidewand. Links von dieser Thür befand sich eine doppelte Fallthür über der Kellertreppe und wieder links von dieser eine viereckige Vertiefung vor einem Kellerfenster mit einer verschließbaren, am Tage offen stehenden Klappe. Alles stimmte überein mit der Beschreibung des Gauners, dessen Gespräch er unlängst belauscht hatte. Hier unten im Keller mußte die große Diebesniederlage sein.

Seine freudige Hoffnung auf das Gelingen seines Planes sollte aber auf das höchste gesteigert werden, als er durch das rasche Aufflattern eines Schwarmes Tauben aufmerksam gemacht wurde, welche sich aus dem Taubenschlage oben auf dem Dachfirst des Speichers erhoben.

Ueber dem Rand des Taubenschlages wurde für einen kurzen Augenblick der Kopf eines Mannes

sichtbar. Das scharfe Auge des Commissars entdeckte sogleich, daß der Mann kein anderer war als der verfolgte Kellner Schnuppe.

Heftig drückte der Commissar die Hand gegen das klopfende Herz, auf welchem jetzt unfehlbar der Orden glänzen mußte. Er bedurfte erst der Sammlung, um die ganze Größe seines Glückes zu begreifen und den Plan zu dessen geschickter Ausbeutung ruhig zu überlegen.

Er ward einig mit sich, daß der Kellner ihm nicht entgehen könne, wenn er jetzt den zuerst beabsichtigten Plan, sich als Engländer im Verkaufsladen des Kaufmanns Rosse einzuführen, aufgebe. Er wollte vorderhand den Abend abwarten, um inzwischen den Eingang und Verkehr in den Keller zu beobachten, dessen Eroberung den Orden vierter Klasse wol gar in den der dritten Klasse verwandeln konnte. Er beobachtete den Taubenschlag, über dessen Rand er von seinem erhöhten Standpunkte aus noch immer den obern Kopftheil des Kellners erblicken konnte, welcher sich im Taubenschlag niedergesetzt hatte, offenbar nur um frische Luft zu schöpfen und gemüthlich seine Cigarre zu rauchen.

Monday gewann vollen frischen Muth, empfand

daneben aber auch, daß vorderhand ihm eine warme Stube und Essen noththue. Er konnte sich nun ja auch freier bewegen und sich in dem Entschluß bestärken, wie die alten Helden vor Troja, ehe sie in den Kampf gingen, des Leibes zu pflegen, zumal ihn immer gewaltiger hungerte.

Aergerlich, daß seine darauf gerichteten Ansprüche noch immer nicht in Betracht gezogen waren, zerrte er so mächtig und stürmisch an der Klingelschnur, daß diese oben am Gesimshaken abriß und ihm in der Hand hängen blieb. Schon glaubte er sich von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, als endlich der stämmige Hausknecht eintrat, in der einen Hand eine Schaufel mit glühenden Kohlen, in der andern Hand den Holzkorb tragend. Verdrießlich über die Langsamkeit des phlegmatischen Menschen und getreu seiner wiedererwachenden Anglomanie gab Mondah dem langsamen Menschen einen Schlag mit der Klingelschnur über den breiten Rücken, indem er dabei rief: „Damn' your eyes, landlubber; where do you stay? I'll set fire to you!"

Langsam schüttete der Hausknecht die Kohlen in den Ofen, setzte den Holzkorb nieder, wandte sich gelassen gegen den Gast, reckte die Arme ein wenig

und trat mit geschlossenen Fäusten vor ihn hin, indem er ihn im besten hamburger Plattdeutsch anredete:

„Landlubber? Heur' mal, min Junge, Fritz het mi all segt, wat du vör'n verrücktes Deert büst. Meenst', dat ick so'n Buttje bin? Landlubber? Seg dat noch ins, denn will'ck di wiesen, wat'n Landlubber und wat'n hambörger Jung is."

Dem Commissar wurde bei dieser sehr wohl verstandenen Rede eben nicht besonders zu Muthe. Doch durfte er nicht aus der Rolle fallen. Muthig setzte er sich in Boxerstellung und rief mit fester Stimme: „Come on!"

„Ja, komm on, komm on! Meenst du, dat'n hambörger Jung keen Inglisch spieken kann? God damn, beefsteak, ale, roastbeef, old England for ever! Greut de Heuhner!"

Damit wandte er sich zum Ofen, legte Holz auf die Kohlen, machte die Ofenthür zu und ging ruhig zur Thür hinaus, indem er dem Engländer mit einem stechenden und boshaften Seitenblick zurief: „Hol di jo nich op, min Jung'!"

Monday war herzlich froh, so gut davongekommen zu sein. Noch froher ward er aber, als der

Kellner mit dem Mittagessen kam. Das Essen und der Wein war vortrefflich. Der Commissar legte Shawltuch, Plaid und Umschlagetuch ab und that der guten Mahlzeit alle Ehre an. Darauf streckte er sich bequem auf das Sofa, steckte eine Cigarre an und schlürfte den recht gut gerathenen Kaffee mit großem Behagen. Dann aber beging er einen sehr schlimmen Fehler, der ihn um alle Erfolge zu bringen drohte: — er schlief ein; mit ihm seine ganze große Zukunft. Der reichlich genossene Wein wollte sein furchtbares Opfer haben.

In seinem buntbewegten Traume war er gerade an den Punkt gelangt, wo ihn der Minister selbst hatte zu sich rufen lassen, ihn wegen seines umsichtigen und muthigen Benehmens und wegen seiner glänzenden Erfolge beglückwünschte und ihm dann im Namen des Souveräns den ersehnten Orden dritter Klasse eigenhändig in das Knopfloch heftete. In tiefem Dankgefühl und mit ritterlicher Courtoisie beugte er das Knie vor dem Minister und — erwachte von einem schweren Falle: er war vom Sofa auf den Fußboden gesunken und hatte sich dabei die Nase so heftig gegen das Tischbein gestoßen, daß sie blutete.

Erschrocken raffte er sich auf. Die Lichter waren ziemlich tief heruntergebrannt. Er sah nach der Uhr. Es war halb zehn. Voll Verzweiflung eilte er zum Waschtisch, kühlte die mächtig anschwellende Nase mit kaltem Wasser und zerstörte auf ihrem Rücken und ihrer nächsten Umgebung das herrliche copper-like seines künstlerischen Freundes.

Endlich hörte die Blutung auf, die Kühlung that der Nase wohl. Der Schrecken ernüchterte ihn vollends. Hastig blies er die Lichter aus und schlich leise und behende wie ein Iltis durch die Thür über den Corridor, die Treppen hinunter, über den Flur, auf den Hof, ohne von jemand bemerkt zu werden.

Planlos und nur in halber Verzweiflung war er hinabgegangen. Er hatte beabsichtigt, gleich nach dem Essen das Haus zu verlassen, sich dem ziemlich in der Nähe in der Hintergasse wohnenden Gensdarmeriewachtmeister zu erkennen zu geben und dann mit diesem vom Polizeirath die nöthige Unterstützung zur Durchsuchung des Hauses und zur Arretirung des flüchtigen Kellners in dem entdeckten hohen Schlupfwinkel zu erbitten. Alle diese Vorbereitungen hatte er verschlafen!

Verzweiflungsvoll stand er auf dem dunkeln Hofe

und blickte zum bewölkten Himmel auf. Da trat ein heller Stern hinter den Wolken hervor wie eine bedeutungsvolle Vision. Der Orden dritter Klasse war ja doch noch möglich!

Muthig schritt er gegen die Scheidemauer in den Winkel hinter einem kleinen hölzernen Schuppen, wo er heute Nachmittag eine kurze Leiter hatte lehnen sehen. Er stieg auf und blickte hinüber nach dem Hofe des Kaufmanns. Es war alles still und dunkel. Dicht unter ihm, hart an der Mauer, stand eine hohe Kiste und daneben eine kleine Tonne; man konnte nicht bequemer hinabsteigen. Er schlüpfte über die Mauer auf den Hof hinab, schlich an der verschlossenen Speicherthür und Kellerthür vorbei an die Vertiefung vor dem Kellerfenster, deren Klappe noch offen war. Die Vertiefung schien reichlich drei Fuß hinabzureichen und fast ebenso weit zu sein.

Unerwartet öffnete sich jetzt die vom Wohnhause des Kaufmanns nach dem Hofe führende Thür. Der flüchtige Schein einer Blendlaterne wurde für einen Augenblick sichtbar. Der Commissar hörte den schleichenden Tritt eines Mannes. Es blieb ihm nichts übrig, als in die Fensteröffnung hinunterzuschlüpfen und sich niederzuducken.

Die Speicherthür wurde aufgeschlossen. Ein Lichtstrahl der Laterne fiel dabei seitwärts auf die offen stehende Klappe. Verdrießlich brummte der Mann vor sich hin: „Hat der Johann die Klappe aufgelassen, werd' ich den Johann wegjagen", — und stieß unwillig die Klappe mit dem Fuße nieder.

Zu seinem Schrecken hörte der zusammengekauerte Polizeicommissar, daß die Klappe dicht über seinem Kopfe mit einem Vorlegeschloß verschlossen wurde. Dann vernahm er weiter, daß der Mann in die Speicherthür trat, dieselbe von innen verschloß und die Treppe hinaufging.

Der unglückliche Ordensaspirant befand sich in einer geistig wie körperlich gleich gedrückten Situation. Mit hoch gegen die Brust aufgezogenen Knien und mit tief herabgedrücktem Kopf und Nacken hockte er in der vollkommen dunkeln Vertiefung wie eine peruanische Mumie, ohne jegliche Aussicht auf die Möglichkeit, sich aus dieser martervollen Stellung zu befreien.

Sein durch den Druck weniger als der Körper in seiner Elasticität verkümmerter Geist begriff, daß er voranmüsse, um das Befreiungswerk zu beginnen. Vorsichtig tastete er mit den Fingern an den

ʒensterflügeln und fand, daß der rechte Flügel in=
oendig nicht übergehängt war.

Mit ungeheuerm Zwang und mit wunderbaren,
ines Kautschukmannes würdigen Gliederverrenkungen
og und preßte er Beine und Leib zur Seite, sodaß
r endlich den nach außen schlagenden Fensterflügel
ffnen und an die Seitenwand lehnen konnte.

Mit einem unwillkürlichen dumpfen Wonnelaut
treckte er dann beide Beine durch die Fensteröffnung
n den Keller, blieb in dieser wohlthuenden natür=
ichen Stellung eine Zeit lang mit behaglichen Glie=
erstreckungen sitzen und langte nun in die Tasche,
m mit einem Wachskerzchen aus seinem Feuerzeug
ie knappe Umgebung zu beleuchten.

Zu seiner Beruhigung fand er, daß die beiden
unden eisernen Fensterstangen zwischen seinen Beinen
ur von der Dicke eines Fingers und biegsam wa=
en. Beim muthigen Gegenstemmen des Fußes bo=
en sich beide aus der Einfassung heraus. Noch ein
Bachskerzchen wurde angestrichen. Ein Blick in den
twa nur acht Fuß tiefen Keller zeigte, daß der Platz
nter dem Fenster frei war. Muthig und geschickt
litt der Commissar mit dem brennenden Wachskerz=
hen in der Hand in den Keller hinab und kam ge=

sund und wohlbehalten auf seine schwergeprüften Beine zu stehen.

Er leuchtete um sich. Ja, er war am Ziele Der Orden dritter Klasse war unfehlbar sein! Er stand wirklich mitten in einem großen Schärfenspielerlager von unberechenbarem Werthe.

Regungslos vor Freude stand er, bis das herabgebrannte Wachskerzchen ihm heftig auf die Finger brannte und das hastige Wegwerfen dichte Finsterniß um ihn verbreitete. Er zündete ein neues Kerzchen an und erstaunte über die Menge von Leinen, Kleidungsstücken, Kattun, Wolle, Kupfer- und Messinggeräth, Tafeluhren und zahlreichen andern werthvollen Gegenständen, welche auf den Börtern an den Wänden und in der Mitte des großen trockenen Kellers wie auch auf Kisten und Tonnen umherlagen Hinten in der Ecke aus einer Deckelkiste schimmerten ihm silberne Geräthe und sogar die silberne Ventiltrompete entgegen, welche schon vor einem halben Jahre dem Stabstrompeter des Garde-Husarenregiments in der Residenz abhanden gekommen war.

Er durfte sich jedoch mit langen Besichtigungen nicht aufhalten. Er mußte vor allem trachten unvermerkt aus dem Keller zu gelangen. In de

Ecke der linken Kellerwand fand er eine Treppe, welche nach dem Flur des Speichers führte. Oben war die Treppe mit einer verschlossenen Thür versehen. Dahin war der Ausgang nicht zu erreichen. Auch konnte die Entweichung aus dem verschlossenen Speicher selbst möglicherweise noch größere Schwierigkeiten bieten.

Er war soeben die Treppe wieder hinabgestiegen und leuchtete in der Nähe derselben hinter einigen Kisten umher, als er Fußtritte im Speicher hörte, welche von oben herabkamen. Er schlüpfte unter die Treppe und horchte. Die Thür zur Kellertreppe wurde aufgeschlossen. Der Commissar blies das Wachskerzchen aus und zog sich weiter unter die Treppe zurück, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Von dieser Stelle aus beobachtete er die beiden Männer, welche mit einer Blendlaterne im flüsternden Gespräch die Treppe herabkamen und hinten in dem Winkel bei der Silberkiste einen Gegenstand auf eins der Börter legten.

Trotz der gedämpften Sprache der beiden Männer erkannte der Commissar doch sofort den einen an der Stimme als den ihm sehr wohlbekannten Kellner Schnuppe.

Beide waren indessen zu weit von der Trepp entfernt, als daß er den Inhalt des Gesprächs hätt verstehen können. Doch hörte er zu seiner große Verwunderung mehreremal den Namen des Oberlehrers Brauer, sowie auch den Namen des Gardelieutenants Roß zugleich mit dem des berüchtigte Tammerfriedel nennen. Ebenso wunderte es der Commissar, beim Zurückkommen der beiden Männe wahrzunehmen, daß ihr Gespräch in der Gaunersprache geführt wurde und daß auch der Begleite des Kellners dieses sehr schwer zu erlernende Rothwelsch mit großer Geläufigkeit sprach. Besonders führte der Kellner das große Wort und wußte so viel zu erzählen, daß sein Begleiter, welcher kein anderer sein konnte als der Kaufmann Rosse selbst, sich auf die Treppe setzte und dem vor ihm stehenden Kellner aufmerksam zuhörte.

Der Schein der Laterne, welche der Kaufmann in der Hand hielt, fiel dabei auf den Kellner und gewährte dem durch den sitzenden Kaufmann gedeckten Commissar Monday die selbst für den forschenden Polizeimann nur sehr seltene, aber höchst merkwürdige Gelegenheit, einen Gauner in seiner ungebundenen Freiheit und vollen Eigenthümlichkeit zu beobachten.

Der Inhalt und die kaustische Weise der Mittheilungen, welche der Kellner machte, sowie die sarkastischen Bemerkungen und Fragen, welche der Kaufmann dazwischenwarf, hatten selbst für den erfahrenen und gewiegten Polizeimann noch genug Grauenhaftes und Empörendes. Doch mußte er zugleich inne werden, daß die geringste Bewegung oder der kleinste Laut seinerseits ihn in dieser gänzlichen Isolirung von aller Hülfe unfehlbar in große Gefahr bringen, vielleicht ihm sogar das Leben kosten und sein heimliches Grab unter dem Boden des verhängnißvollen Kellers bereiten werde.

Trotz der entsetzlichen und empörenden Erzählungen und Plane, welche jetzt vor seinen Ohren zur Sprache kamen und die ungesäumte Verhaftung beider Menschen zur dringenden Nothwendigkeit und Pflicht machten, beherrschte sich der Commissar Monday, da er, wenn es darauf ankam, stets den gewiegten und vorsichtigen Polizeimann zur Geltung zu bringen verstand. Als aber beide Männer die Treppe hinaufgegangen waren und die Treppenthür verschlossen hatten, mußte er doch unwillkürlich tief aufathmen. Er kroch unter der Treppe hervor, lauschte und überzeugte sich, daß der eine dem andern

die Treppen im Speicher hinaufleuchtete und nachdem jener die Treppen hinaufgestiegen war, die Speicherthür auf- und zuschloß und dann über den Hof in das Haus sich entfernte.

Jetzt erst fühlte er sich einigermaßen sicher, obschon er immerhin die Rückkehr des einen oder des andern für möglich halten mußte, da gerade die Nachtzeit den Hauptverkehr zwischen Gaunern und ihren Abnehmern vermittelt und die nächtliche Bereitschaft zur unverzüglichen Empfangnahme der gestohlenen Beute die hauptsächlichste Pflicht der letztern gegen erstere ist.

Er schlich zunächst nach der Ecke, wohin der Kellner kurz vorher etwas hingelegt hatte, und entdeckte dort einen bei seiner ersten Ueberschau noch nicht bemerkten schwarzen Kasten von der Größe eines Reiseschreibpultes, an welchem sich neben dem Schlosse zwei Siegel befanden und welcher unter dem Boden mit schwarzem Tuch überzogen war. Es stand außer Zweifel, daß dieser Kasten derselbe war, welchen der Tammerfriedel nach der Erzählung des Kellners mittels Einsteigens durch das Fenster bei dem Oberlehrer Dr. Brauer entwandt hatte.

Bei der Betrachtung alles dessen, was er hier

im Keller sah und aus dem Munde des Kellners vernommen hatte, war sein ganzes Streben darauf gerichtet, einen Ausgang zu gewinnen, um diese in jeder Beziehung höchst wichtigen Schätze zugleich mit ihren Hütern zu heben und in Sicherheit zu bringen. Dieser Gedanke beseelte ihn so sehr, daß er sogar vergaß, wie sehr auch seine eigene persönliche Sicherheit dabei in Betracht kam. Ein schwacher, aber fester Lichtstreif, den er schon beim Hinuntergleiten in den Keller bemerkt hatte, zog jetzt seine Aufmerksamkeit nach der Seite des Kellers, welcher an die schmale Hintergasse stieß. Hier fand er ein zweites Fenster, auf dessen obern Theil jener schwache Schimmer von der ziemlich weit entfernten Gaslaterne fiel. Er hängte die Fensterhaken ab und öffnete den einen Fensterflügel, welcher, wie das Fenster an der Hofseite, nach außen in eine kleine gemauerte Vertiefung unter der Straßenleiste schlug. Er konnte von einer dicht unter dem Fenster stehenden Kiste in die Vertiefung hineinkriechen und fand, daß diese mit einem sehr starken eisernen Roste bedeckt war, sodaß er hier an ein Entschlüpfen aus der Vertiefung nicht denken konnte.

Während er in der Vertiefung saß, hörte er die

Tritte des Wächters, welcher die Straße entlang kam. Diesem mußte er sich offenbaren, ohne jedoch laut dabei zu werden. Entschlossen zündete er eins der letzten Wachskerzchen an, ließ es kurze Zeit dicht unter dem Rost leuchten und löschte es sofort bei der Annäherung des Wächters.

Der unerwartete Lichtschimmer hatte sogleich die Aufmerksamkeit des Wächters erregt. Er trat an die Oeffnung heran und blickte aufmerksam in den dunkeln Raum hinab, bis endlich eine flüsternde Stimme von unten heraufftönte, welche die Bitte aussprach, sofort ohne Aufsehen den Gensdarmeriewachtmeister Hopf zu unterrichten, daß hier ein Diebskeller entdeckt sei, dessen schleunige Besetzung von der höchsten Wichtigkeit sei, aber auch die größte Vorsicht und Stille erfordere.

Der Wächter war begreiflicherweise voller Mistrauen und konnte, wenn er irgend Glauben an den Diebskeller gewinnen sollte, zunächst nur den Argwohn fassen, daß die geheimnißvolle, unsichtbare Stimme die des Diebes selbst sei, der seine Einfalt benutzen wolle. Noch größer wurde der Argwohn, als der Flüsternde sich als den Polizeicommissar Mondaty aus der Residenz zu erkennen gab, welcher

sich in den von ihm entdeckten Keller eingeschlichen habe. Er war im Begriff, in die Pfeife zu stoßen, um seinen Kameraden von der Station herbeizurufen, als der Commissar mit einem wilden Fluch ihm bei Strafe unfehlbarer Arretirung und Dienstentlassung befahl, keinen Laut von sich zu geben.

Der feste, gebieterische Ton der Drohung machte den Wächter stutzig. Er stand einen Augenblick unschlüssig und wollte dann doch wieder die Pfeife ansetzen, als die Sache durch die unerwartete Dazwischenkunft eines Dritten eine andere Wendung nahm. Der hamburger Hausknecht aus dem Hôtel-Royal, welcher sein bescheidenes Schlaflogis über dem Pferdestall im anstoßenden Hintergebäude des Gasthofes hatte und soeben aus den Armen der Gebieterin seines stolzen republikanischen Herzens zurückkehrte, um durch die Hinterthür in sein einsames Junggesellengemach zu schlüpfen, trat mit der echt nationalen Frage an den ihm vom häufigen Wecken wohlbekannten Wächter heran: „Wat is da los, Uhl?“

Der Wächter, herzlich froh, einen so unerwarteten wie zuverlässigen Beistand zu finden, unterrichtete seinen Freund von der mysteriösen Stimme aus der Tiefe des Kellers. Entschlossen kniete dieser

sofort nieder, neigte das Gesicht muthig auf den Rost nieder, leuchtete mit tüchtigem Paffen seiner Cigarre hinunter und fragte, als er ganz nahe unter seinem Gesicht ein menschliches Wesen sich bewegen sah, mit unerschrockenem Tone: „Wokein is da?"

„Der Fremde von heute aus Nr. 25, mein lieber Freund", entgegnete der über die Begegnung sehr erfreute Commissar.

„Wat? De püttjerige Engelsmann? Greut din Großmoder!"

„Ihr irrt nicht, lieber Freund, seht mich nur genau an", erwiderte der Commissar, indem er ein Wachskerzchen anzündete und sein buntscheckiges Gesicht beleuchtete, „und helft mir nur aus dem Keller, indem Ihr den Wachtmeister Hopf ruft."

„Gott verdauri! 't is de püttjerige Engelsmann! Herr Senater, wo kummst du in den Wald? Un nu kann dat dwalsche Deert Dütsch snaken as Hummel mit de Piepenräumers."

Flüsternd beschwor der Commissar den Hausknecht, ruhig zu sein und schleunigst den Wachtmeister zu holen.

„Heh?" sagte der Hausknecht, „büst du man nich de Spitzbow sülbst, mein Junge? Wo is din Engelsmann afbleben? Heh?"

„Ruft den Wachtmeister, um des Himmels willen, und verhaltet Euch ruhig; es soll Euch alles klar werden.“

„Kannst' mi de Hand gewen, dat du'n ihrlichen Kerl büst?“ fragte der Hausknecht.

„Hier ist meine Hand darauf“, sagte der Commissar, indem er die Hand mühsam durch den Rost zwängte.

„Hev em! Fif Mark vertein!“ rief der Hausknecht jubelnd, indem er die Hand des Commissars mit seinen nervigen Fäusten packte und wie in einem Schraubstock festhielt. „Nu Uhl, lop man gau to'n Wachtmeister. Ick holl em wiß.“

Der Nachtwächter eilte auf die Hauptwache, wo er glücklicherweise den Wachtmeister mit einer größern Anzahl Wächtern und Gensdarmen antraf. Ein am westlichen Horizont nach der Heide hin sichtbar gewordener Feuerschein hatte alle auf die Hauptwache getrieben. Der Wachtmeister ging auf der Stelle mit dem Wächter zurück, erkannte den Commissar Mondah und ließ, nachdem er die kurze Mittheilung des armen Gefangenen gehört, sofort das Vorderhaus und Hinterhaus des Kaufmanns geräuschlos besetzen und den Polizeirath durch einen Gensdarmen unter-

richten. Der Polizeirath hörte, als guter Chef, den Rapport im Bett an und ließ dem Wachtmeister in üblicher Weise sagen, „er liege im Schweiß und überlasse es dem Wachtmeister, nach Umständen zu verfahren“.

Noch ehe der Wachtmeister den Glockenzug am Hause des Kaufmanns ergriff, war dieser schon ungesehener Zeuge der Besetzung seines Hauses gewesen. Kaum hatte er nämlich den Speicher abgeschlossen, als er vom Hofe aus bemerkte, daß der Horizont geröthet sei. Er eilte in sein Haus oben auf den Boden in die Dachrinne und sah über den Hausgiebel und die Straße weg nach der Feuerstätte hinüber, welche nach seiner Berechnung in der etwa zwei Meilen entfernten Colonie auf der Heide sein mußte. Deutlich konnte er die lodernde Flamme erkennen. Vermöge seiner genauen Ortskenntniß schloß er sogar, daß der ihm sehr wohlbekannte Krug in der Colonie es sei, welcher in Flammen stehe.

Während er so in die Ferne blickte, bemerkte er, daß unten auf der Straße mehrere Gensdarmen vor seinem Hause sich aufstellten und einige davon sogar auf ihr Klingeln vom Portier des benachbarten Hôtel-Royal eingelassen wurden. Er eilte auf den

Boden zurück an das Fenster nach dem Hofe zu und sah zu seinem großen Schreck, daß unten zwei Gensdarmen über die Grenzmauer in seinen Hof hinabstiegen und daß der eine vor der Hofthür, der andere vor der Speicherthür Posto faßte. Seine Haare sträubten sich vor Schrecken und Angst. Wie gelähmt starrte er hinab, bis das Klingeln seiner Hausglocke wie ein Blitzstrahl ihn durchzuckte. Er konnte noch nicht von der Stelle. Das Klingeln wiederholte sich. Die Domestiken wurden wach. Er mußte hinunter. Er trat zögernd an die Hausthür mit der Frage, wer da sei. Der Wachtmeister ersuchte ihn höflich im Namen des Polizeichefs, die Thür zu öffnen, da die Nachtwache von der Hintergasse aus entdeckt habe, daß sich jemand im Keller unter dem Speicher befinde. Kein Einwand und selbst nicht die Behauptung, daß der unbenutzte und festverschlossene Keller durchaus unzugänglich sei, half dem vor Angst zitternden Kaufmann. Er mußte die öffentlichen Beamten einlassen, über den Hof nach dem Speicher begleiten und letztern aufschließen.

Sofort beim Eintritt vernahm er hinten von der Kellerthür her ein ungestümes Pochen. Dabei ergriff ihn der Gedanke, daß der Kellner sich wieder

heimlich in den Keller geschlichen und den Versuch gemacht habe, ihn zu bestehlen und sich mit den kostbaren Sachen durch das Fenster nach der Hintergasse zu entfernen. Er entschloß sich sofort, für seine eigene Rettung den verrätherischen Kellner zu opfern.

Eilig faßte er den Schlüssel zur Kellerthür und stieß wilde Schimpfworte aus auf den nichtswürdigen Schurken und Einbrecher, welcher zur späten Nachtzeit den friedlich schlafenden Bürger bestehle und ihm solchen Schrecken einjage. Sowie das Schloß geöffnet war, stürzte ein dem entsetzten Kaufmann völlig unbekannter Mann heraus, stieß ihn und den mit der großen Speicherlaterne hinleuchtenden Gensdarmen beiseite und flog in fast rasender Hast die Bodentreppe hinauf, ohne daß in der ersten Ueberraschung jemand seine Verfolgung unternahm.

Beinahe im selben Moment riß jedoch der vom Hofe her eintretende Hausknecht dem verblüfften Gensdarmen die Leuchte aus der Hand und eilte mit dem wiederholten Ausruf: „Möt em! Möt den Deev!“ dem Manne nach und ließ die andern unten im tiefen Dunkel stehen.

Der eifrige Hausknecht erleichterte trotz seiner

Hast dem verfolgten Commissar die Flucht sehr wesentlich, indem er mit der vorgehaltenen Laterne ihm unfreiwillig die Treppen hinaufleuchtete und ihn somit behende auf den obersten Boden gelangen ließ. Dort neben der verschlossenen Thür des Taubenschlags stand eine zweite Kammerthür nur angelehnt. Der Flüchtling stürzte hinein, griff in das nahe stehende Bett und stieß einen furchtbaren Fluch aus, als er dasselbe leer fand. Das kleine Fenster stand aber offen. Er flog hinan, blickte hinaus und sah dicht unter sich den Kellner rittlings auf dem Dachfirst des anstoßenden Wirthshausstalles sitzen. Mit lautem Freudenruf schwang er sich in das Fenster, gab dem nacheilenden Hausknecht, der ihn am Bein packen wollte, einen furchtbaren Fußtritt gegen den Mund und sprang unbekümmert um die Gefahr des Hinabstürzens vom steilen Dache hinunter auf den Dachfirst, gelangte glücklich hinab und hoppte rittlings mit vorgestemmten Händen und nachgehobenem Körper den First entlang hinter dem in gleicher Weise voraufreitenden Kellner her, bis er diesen am Ende des Daches erreichte und faßte, gerade als derselbe schon den jähen Sprung von der beträchtlichen Höhe auf die Dunggrube des Pferdestalles wagen wollte.

Kaum hatte der Commissar den Kellner gefaßt, als auch er selbst sich von einer derben Faust in den Nacken gepackt fühlte. Der wackere Hausknecht hatte in unverdrossener Verfolgung des vermeinten Diebes sich ebenfalls todesmuthig durch das Fenster auf das Dach geschwungen und dabei das eines Aequilibristen würdige Kunststück ausgeführt, mit der brennenden Laterne in der einen Hand auf den First zu springen und dem Polizeicommissar nachzureiten.

Das große Erstaunen des Hausknechts machte sich Luft durch einen derben Fluch, als er beim Zurückziehen des Polizeicommissars bemerkte, daß dieser eine dritte Person vor sich mit beiden Armen krampfhaft umklammert hielt und diese als den rechten Dieb bezeichnete. Der Zuruf des inzwischen auf den Hof getretenen Wachtmeisters überzeugte ihn vollends, daß seine nervige Faust nicht einen Spitzbuben, sondern die geheiligte Person eines höhern Wächters der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gefaßt hielt, vor welcher er schon von seiner Vaterstadt her eine respectvolle Scheu im Grunde seines rechtschaffenen Herzens bewahrt hatte. In diesem ernüchternden Respect vergaß er sogar den Fußtritt, der seine blutende Lippe zu einem negerartigen Wulst aufgetrieben

hatte, und war der erste, welcher den besonnenen Plan zu einem geschickten Rückzug der wie die Haimonskinder dicht hintereinander reitenden Gruppe entwarf.

„Kinners", sagte er ruhig, „wi möt'n trüchhoppen. Spitzbow, du hast de Hänn' frie, du nümmst de Kohlücht. Holt'n Se goot wiß, Herr Cummzohr! Een, twee, ho jipp!" Damit griff er mit seinen mächtigen Schenkeln und Knien auf die Ziegel zurück und zerrte unter regelmäßigem Rufen bei jedem Ruck den Commissar nebst dem Kellner mit riesiger Gewalt bis an die Giebelwand des Speichers hinan, nicht ohne sorgfältig nach jedem Ruck und Ruf nach der Leuchte in den Händen des muthlos gewordenen Kellners herumzusehen, welche wie die Laterne hinter dem letzten Wagen eines nächtlichen Eisenbahnzugs den Abschluß des Ganzen bezeichnete.

An der Giebelwand wurde die Schwierigkeit des Einsteigens in das drei Fuß höher gelegene Fenster nach Anleitung des Hausknechts leicht überwunden. Er selbst lehnte gegen die Giebelwand, faßte neben dem Commissar vorbei die Schultern des Kellners und bildete so mit seinen Armen eine doppelte Barrière, zwischen welcher der Commissar sich herum-

drehen und auf den Schultern des Hausknechts in das Fenster steigen konnte. Dann zog der Hausknecht den schmächtigen Kellner mit spielender Leichtigkeit an sich heran, hob ihn mit steifen Armen in die Höhe und reichte ihn über seinen Kopf weg gegen die Fensteröffnung, durch welche er vom Commissar und einem Gensdarmen rücklings in die Kammer gezogen wurde. Er selbst folgte ohne Beihülfe durch das Fenster in die Kammer, wo er sofort aus seinem geschwollenen Munde den Commissar um Verzeihung bat, daß er ihn wirklich für einen verrückten Engländer gehalten habe, den der Commissar besser zu spielen gewußt habe, als manche seiner Landsleute, da er diesen die deutsche Verrücktheit immer sogleich habe anmerken können.

Der glückliche Commissar hatte kaum Zeit, auf diese ihm sehr schmeichelhaft lautende Entschuldigung zu achten. Er vertraute seinen kostbaren Fang den sichern Händen des versöhnlichen Hausknechts, überführte durch Confrontation des Kellners mit dem Kaufmann den letztern des Einverständnisses mit jenem und ließ den Polizeirath dringend bitten, doch jetzt gefälligst seinen Schweiß zu beendigen.

Die durchschlagende Erfahrung, daß der officielle

Schweiß eines Polizeichefs sofort ohne nachtheilige Folgen für seine Gesundheit unterdrückt werden kann, sobald nur die Aussicht auf einen neuen Schweiß eröffnet ist, bestätigte sich auch hier. Der dirigirende Polizeirath kam bald zur Stelle und drückte seine Freude aus, daß der schon lange von ihm bearg-wohnte und überwachte Schlupfwinkel, den er gerade am nächsten Abend habe ausnehmen wollen, schon nachts vorher durch einen glücklichen Zufall entdeckt sei, verfügte die Besetzung und Inventirung des Kellers, sowie die Verhaftung des Kaufmanns und wollte auch den Kellner ins Gefängniß führen lassen, als der entrüstete Commissar entschlossen erklärte, er werde seinen Gefangenen nicht aus den Händen lassen, sondern ihn sofort selbst zur Residenz führen, von wo aus er entsprungen und in besonderm höhern Auftrage von ihm verfolgt worden sei. Auch bestand er auf Auslieferung des hinten im Keller stehenden schwarzen Kastens und der silbernen Ventiltrompete des Stabstrompeter von den Garde-Husaren, womit der Kellner entflohen sei.

Kaum war der Kellner gefesselt und in den Gasthof geführt, auch Kasten und Trompete aus dem Keller herausgesucht worden, als der Commissar so-

fort Extrapost nahm, ohne sich trotz der angestreng= ten Strapazen einen Augenblick Ruhe und Erquickung zu gönnen. Er dachte nicht einmal daran, seinen durch die jetzigen Erlebnisse stark mitgenommenen Reiseanzug und sein bunt tätowirtes Gesicht zu rei= nigen. Der Gedanke, mit dem Kellner und mit so wichtigen Entdeckungen zurückkehren zu können, war zu beseligend für ihn, als daß er nicht sobald als möglich seinen Triumphzug in die Residenz hätte beginnen sollen. Diesmal mußte er sogar vier= spännige Extrapost nehmen. Denn den Gefangenen mit dem begleitenden Gensdarmen konnte er doch nicht in die Chaise nehmen. Er mußte ihn auf dem Bock sitzen lassen. Deshalb mußte nun aber der Postillon reiten und deshalb mußten wieder vier Pferde vorgespannt werden. Innerlich und äußerlich stolz und gehoben bestieg er mit Kasten und Trompete den Wagen, sobald der schwergefesselte Kellner auf den Bock neben den Gensdarmen gehoben war, und fuhr in das Dunkel hinaus, schwelgend in der glücklichen Hoff= nung, daß ihm für seinen weggeschorenen Bart, seine geschwollene Nase und seine schmerzhaften Gliederver= renkungen durch den Orden vierter oder dritter Klasse vergolten werden solle.

Das Glück schien denn nun auch nach so harten Prüfungen ihm seine volle Gunst zuwenden zu wollen. Der Morgen dämmerte hell am klaren Horizont herauf und die Sonne blickte freundlich nieder, als der stattliche Extrapostzug vor der Poststation hielt. Der Posthalter kam selbst an den Wagen und war erstaunt, seinen alten Bekannten mit vier Postpferden kommen zu sehen, ließ sich aber von der hohen Wichtigkeit der Fahrt belehren und beglückwünschte dann den gehobenen Polizeicommissar, dem ja nun eine glänzende Anerkennung nicht fehlen könne. Gerührt wurde er, als der Commissar mit tiefem Ernst versicherte, er thue seine Schuldigkeit nur aus reinem Pflichtgefühl, und er achte gegen sein inneres Bewußtsein jede äußere Anerkennung gering, wie er ja denn auch solche bisjetzt immer von sich gewiesen habe.

Hochmüthig lehnte er sich in den Wagen zurück, als die Pferde anzogen, und überdachte, wie erstaunt der Posthalter das nächste mal sein werde, wenn er mit dem Orden auf der Brust vorfahre. Dieser Gedanke wiegte ihn wieder in stolze Träume ein, bis er endlich nach einer Stunde seitwärts vom Wege her Trompetentöne hörte und beim Hinaus-

blicken aus dem Wagenfenster bemerkte, daß er sich schon kaum eine halbe Meile von der Residenz entfernt neben der Heidestrecke befand, auf welcher die Cavalerie ihre Manöver zu halten pflegte und gerade heute die erste Schwadron des Garde=Husarenregiments ihre Exercirübungen abhielt.

Kaum hundert Schritte von der Chaussee entfernt strahlte ihm der hochbeinige Schimmel des Stabstrompeters entgegen, der mit seinem Reiter schon alt und steif geworden, immer aber noch das Muster eines klugen und diensteifrigen Trompeterpferdes geblieben war.

Der Commissar kannte Reiter und Roß sehr genau. Er selbst hatte seine Militärzeit als Trompeter bei den Husaren abgedient und manches Signal mit dem Stabstrompeter geblasen. Er kannte auch den tiefen Schmerz des Mannes über den Verlust seiner Ehrentrompete, welche auf völlig unerklärliche Weise abhanden gekommen war. Ihm und dem alten Schimmel Bucephalus wollte sein sympathetisches Herz schon jetzt einen kleinen Trost spenden. Er setzte die Ventiltrompete an den Mund und blies lustig dem Stabstrompeter das ermuthigende Signal „Marsch, Marsch!“ hinüber.

Der helle, herrliche Klang des schönen Instruments tönte klar über das Feld hinüber in die Ohren des stutzenden Stabstrompeters und seines alten Schimmels, welcher wiehernd die Ohren spitzte und sogleich im Galop gegen die Chaussee ansprang. Fast willenlos ließ der überraschte Reiter das muthig wiehernde Thier gewähren. Fluchend folgte ihm der in der Nähe befindliche Rittmeister, welcher soeben den schwärmenden vierten Zug zum Appell hatte blasen lassen, und hinter dem Rittmeister jagte der ganze vierte Zug und hinter diesem wieder der dritte, zweite und erste Zug im scharfen Galop gegen die Chaussee hinan.

Mit Entsetzen gewahrte der Commissar die Wirkung, welcher der Athem aus der Tiefe seiner gefühlvollen Freundesbrust durch das Medium der Trompete herbeigeführt hatte. Aber auch mit eigener Noth hatte er zu kämpfen. Das Sattelpferd und das vordere Beipferd des Extrapostzuges waren ausrangirte Cavaleriepferde, welche der Posthalter kürzlich gekauft hatte, ohne zu ahnen, wie tief die militärische Dressur auch bei den Thieren nach dem Rücktritt ins bürgerliche Leben haften bleibt. Beide Pferde sprangen im Galop an und machten die Nebenpferde so unruhig, daß der fürchterlich fluchende

Postillon den ganzen Zug aus der Gewalt verlor und die Pferde durchzugehen drohten.

Der anziehende Gedanke, als hoher politischer Flüchtling von einer ganzen Schwadron Husaren im Galop verfolgt zu sein, wurde in der Seele des Commissars doch noch zeitig genug durch das Bewußtsein der eigenen persönlichen Gefahr unterdrückt. Mit dem vollen Bewußtsein der Macht, welche ihm durch die Trompete, wie Oberon's Zauberhorn, verliehen war, schmetterte er mit gewaltigem Tone das Signal „Halt“ zum Wagen hinaus und hatte die Freude zu sehen, daß die ganze Schwadron augenblicklich parirte, während auch die beiden emeritirten Kriegsrosse vor dem Wagen ihr militärisches Feuer bändigten und durch ihr musterhaftes Betragen auch ihre civilistischen Nebenbrüder zu exactem Gehorsam bestimmten.

Der Rittmeister sprengte mit dem Stabstrompeter allein heran und war höchlichst erstaunt, als der Polizeicommissar wie ein Siegesgott mit der Trompete in der Hand seinen siegreichen Feldzug nach Wiesenau in wenig Worten berichtete, während der Schimmel Bucephalus mit leisem Wiehern die Trompete als alte Bekannte beschnoberte und dem

alten Stabstrompeter die hellen Freudenzähren über den Wiedergewinn seiner Ehrentrompete in den mächtigen Schnauzbart rannen. Mit hochmüthiger Wichtigkeit lehnte der Polizeicommissar die sofortige Auslieferung der Trompete ab und fühlte sich höchst geschmeichelt, als der Rittmeister einen Unteroffizier mit ein paar Husaren zur Begleitung commandirte, um sofort bei dem Major und Obersten Meldung zu machen und die Trompete aus den Händen der Polizei reclamiren zu lassen.

So gehoben hatte sich der Polizeicommissar noch nie gefühlt, als jetzt der so glänzend ausgestattete Zug sich in Bewegung setzte. So hatte er noch nie gefahren: vierspännige Extrapost; auf dem Bock den Gensdarmen mit dem gefesselten Flüchtling; an jeder Seite des Wagens zwei Husaren; im Wagen der mysteriöse schwarze Kasten; in seiner Hand die silberne Trompete und in seiner Brust das Bewußtsein einer herrlichen That! Es war einer der schönsten Momente seines Lebens. Er fühlte sich so gehoben, daß er es verschmähte, sich in den Wagen zurückzulehnen, sondern sich mitten auf den Stoß der beiden ungleich hohen Wagenkissen setzte und trotz dieser Unbequemlichkeit eine so gerade,

feierliche Haltung einnahm, als ob er zur Krönung fahre.

Sein diplomatisches Schweigen gegen den neugierigen Husarenunteroffizier, der am rechten Schlage reitend mehreremal Fragen an ihn richtete, wurde plötzlich unterbrochen durch den bewundernden Ausruf des Unteroffiziers über das herrliche Pferd, auf welchem der Oberlieutenant Roß dahergesprengt kam. Der Commissar gedachte des Gesprächs im Keller des Kaufmanns Rosse, in welchem er den Namen des Oberlieutenants vernommen hatte. Er konnte jetzt auch bei der Infanterie dasselbe Aufsehen erregen wie bei der Cavalerie.

Er legte die Husarentrompete auf den Rücksitz, nahm den Kasten auf die Knie und setzte sich dicht an die Wagenthür, als der herannahende Oberlieutenant verwundert über den Aufzug sein Pferd in Schritt fallen ließ und aufmerksam in den Wagen schaute. Kaum hatte er den schwarzen Kasten erblickt, so schwenkte er den Arm gegen den Postillon zum Halten, drängte das Pferd an den Wagenschlag, starrte auf den Kasten, rief mit dringender Hast nur das Wort: „Das Siegel! Das Siegel!“ blickte scharf hin und gab dann mit einem Freuden-

ruf dem Pferde die Sporen, daß es mit einem ungeheuern Satze wegsprang und in vollem Galop mit ihm davonjagte, während die Husaren voll Bewunderung den herrlichen Bewegungen des edeln Thieres nachschauten.

Verstimmt über die geringe Neugier und große Hast des Oberlieutenants herrschte der Commissar „Vorwärts!“ und nahm seine feierliche Haltung wieder an, da die Vorstadt in wenigen Secunden erreicht war. Der Zug machte großes Aufsehen, sodaß der Gensdarm vom Bock her dem Postillon rascher zu fahren gebot. In der Stadt blickte alles von der Straße und aus den Fenstern auf den Zug. Der Posten vor der Hauptwache rief sogar die Wache heraus, und als der Wagen um die Ecke bog und die Straße hinabfuhr vor das alte Polizeigebäude, liefen die Leute zusammen. Die durch den Anblick des gefangenen Kellners auf dem Bock hocherfreuten Constabler beachteten zum großen Verdruß des Commissars weit mehr den Kellner als den Passagier im Wagen, bis dieser endlich mit einem Donnerwetter befahl, doch endlich den Wagenschlag zu öffnen. Dann langte er einem Constabler den Kasten, dem andern die Trompete hin, stieg mit großer

Würde aus dem Wagen, befahl, den gefesselten Kellner vom Bock zu heben, ließ dann den Constabler mit der Trompete wie einen Herold den Zug eröffnen, darauf den Kellner mit dem Gensdarmen folgen und schritt dann selbst, den Kasten feierlich vor sich her tragend, wie ein Triumphator in die Thür des Polizeigebäudes, während die neugierigen Constabler, besonders die Sünder vom vorletzten Nachtposten, den feierlichen Zug beschlossen.

VI.

Wie sichtbar auch der Eindruck gewesen war, den der Anblick des schwarzen Kastens in den Händen des so stolz in seinem Viergespann unter Husarenescorte dahinfahrenden Polizeicommissars William Monday auf den Gardelieutenant Roß von der Trappe geübt hatte, und wie hochmüthig auch nach der kurzen Begrüßung Monday mit seinem Schatze weiter gefahren war, so hatte er doch noch lange keine Ahnung von der großen Befriedigung, welche der Anblick des Kastens dem Gardelieutenant gewährte.

Dieser hatte seit gestern Abend, als er mit dem Assessor und dem Arzte in das Haus des Commerzienraths Marner gefahren war, in der That furchtbare Erlebnisse gehabt, die wol das Gemüth auch des stärksten Mannes zu erschüttern im Stande waren. Er hatte mit sichtlichen Augen gesehen,

wie entsetzlich der Tod ist als einziger Sold der Sünde, mit dem sie ihren Opfern heimzahlt. Er bedurfte und suchte nach solchen Erfahrungen eine Erhebung des Gemüths und war sich nur zu wohl bewußt, daß er die schweren Erlebnisse nur in dem Anblick derjenigen werde verwinden können, die er aus voller Seele liebte und deren Besitz sein höchstes Streben war. Darum war er schon früh morgens hinausgeritten. Er wollte überdies Herrn Grundmann von der abermaligen Entwendung des Kastens unterrichten, auf dessen Wiedererlangung dieser so großen Werth gelegt hatte. So war ihm bei der seltsamen Begegnung mit dem Polizeicommissar Monday auf der Landstraße der Anblick des Kastens eine ebenso große Ueberraschung wie ein glückliches Vorzeichen geworden.

So kurz auch die Zeit war, welche die Schnelligkeit seines herrlichen Pferdes ihm nach der raschen Trennung vom Polizeicommissar bis zur Ankunft bei Herrn Grundmann gestattete, so gehoben ward ihm doch Sinn und Muth durch die Begegnung mit dem Commissar, da er nun dem Vater der Geliebten die vollständigste Auskunft geben konnte. Kühn und trutzig wie ein braver Reitersmann sprengte

er auf das Wohnhaus zu und machte einen prächtigen Reitergruß, als er die erröthende Geliebte am Fenster erblickte.

Mit seinem gutmüthigen frischen Humor empfing Herr Grundmann den Gast in seinem Morgenzimmer, ohne auch nur im geringsten auf seine Entschuldigung zu achten. Er bat vielmehr sogleich selbst um Entschuldigung, daß er sich noch beim Kaffee finden lasse, da er diese Nacht um zwölf Uhr durch den Feuerschein drüben in der Heide geweckt und bis zur späten Rückkehr seiner dorthin geschickten Leute wach geblieben sei. Er theilte dem verwunderten Oberlieutenant mit, daß die verrufene Gaunerherberge bis auf den Grund niedergebrannt, der berüchtigte Tammerfriedel in den Flammen umgekommen und eine bedeutende Menge von Mitgliedern der Gaunerbande in die Hände der Polizei gefallen sei.

So groß auch die Sehnsucht des Oberlieutenants nach dem Anblick der Geliebten war, so trat doch jetzt wieder die Erinnerung der vergangenen Nacht mit zu großer Lebendigkeit in ihm hervor, und das Alleinsein mit Herrn Grundmann bot eine zu günstige Gelegenheit, als daß er diesem nicht die

Erlebnisse der verhängnißvollen Nacht hätte mittheilen sollen, welche den Commerzienrath Marner als schweren Verbrecher darstellten, ohne ihn jedoch dem strafenden Arm der irdischen Gerechtigkeit überliefern zu können. Aus den in der Kommode der verstorbenen Lithographenfrau gefundenen Papieren mit der Adresse des Dr. Schwarz und aus den Vernehmungen, welche der Assessor noch in der Nacht mit dem Comptoirpersonal, der Haushälterin, der Karoline Berner angestellt hatte, und besonders aus den vielen geheimen Beobachtungen des Bedienten war der Verbrecher vollständig entlarvt worden.

Marner war ohne Erziehung aufgewachsen und schon jung als Diener zu einem alten adelichen Lebemann gegeben worden, nach dessen Tode der mit ansehnlichen Legaten bedachte Diener einen Kaufladen anlegte und in diesem sein kleines Vermögen beträchtlich vermehrte, sodaß er bald ein Geschäft als Grossirer errichten konnte. Auch hier verließ ihn das Glück nicht. Er galt für einen sehr reichen Mann. Als solcher hielt er für nothwendig, in der Rolle eines Mäcen der Wissenschaften und Künste aufzutreten. Bei dem Mangel an guter Erziehung war er jedoch nicht im Stande, Männer

von wahrhaft gediegener Bildung an sich zu fesseln. So blieb ihm nur der Umgang mit verkommenen Literaten und Künstlern, welche sich bei seinen überladenen Gastmählern gütlich thaten und hinter des Festgebers Rücken ihren Spott trieben. Marner war nicht verheirathet gewesen, hatte sich aber für den Mangel an häuslichen Freuden durch geheime Ausschweifungen zu entschädigen und diese durch den Schein äußerer Solidität und Ehrbarkeit so geschickt zu verdecken gewußt, daß seine Wahl zum Stadtverordneten und Kirchenvorsteher allgemein als eine verdiente und glückliche bezeichnet wurde. In der großen Geldkrisis von 1857 hatte er sehr schwere Verluste erlitten, deren Ersatz ihm bei seinem stark erschütterten Credit nicht wieder hatte gelingen wollen. Gedrängt von seinem Hauptgläubiger, dem Kaufmann Jakob Nosse in Wiesenau, welcher zur allgemeinen Verwunderung erst seit wenigen Jahren den unsaubern Hausirpacken mit einem glänzenden Ladengeschäft vertauscht hatte, war er gezwungen worden, sich diesem in die Arme zu werfen, und war von ihm in Verbindungen hineingezogen worden, welche endlich seinen gänzlichen Ruin nach sich ziehen mußten.

In dieser Bedrängniß erneuerte er die Bekanntschaft des Lithographen. Dieser war vor längerer Zeit aus dem Zuchthause entlassen, zu welchem ihn das Gericht wegen Versuchs der Anfertigung falscher Kassenscheine auf mehrere Jahre verurtheilt hatte. Seine Frau hatte inzwischen den wiederholten Verführungsversuchen des Commerzienraths widerstanden. Als nun der aus der Strafanstalt entlassene Gatte sich letzterm von neuem mit Arbeiten empfahl, glaubte dieser seinen doppelten Zweck, die Verführung der hübschen Frau und die Verleitung des Mannes zur Anfertigung falscher Kassenscheine erreichen zu können. Ersteres gelang ihm nicht, letzteres aber desto besser. Der Lithograph verfertigte mit ausnehmender Geschicklichkeit falsche Fünfundzwanzigthalerscheine, von denen eine sehr große Menge abgezogen und von dem vorsichtigen Commerzienrath, unter Betheiligung des Kaufmanns Jakob Nosse in Wiesenau, zunächst ins Ausland geschickt wurde.

Uebermüthig gemacht durch das Gelingen seines Verbrechens und durch die Hebung seines Credits begann er von neuem sein Verführungswerk, indem er die gewissenhafte Frau dadurch zu zwingen suchte, daß er ihrem Gatten allen Gewinn aus dem

verbrecherischen Unternehmen versagte und ihn in die kümmerlichste Lage versetzte, ja endlich sogar ihn mit Denunciation bedrohte. Die Noth, das Gewissen, die Erinnerung an die erlittene Zuchthausstrafe und die Aussicht auf eine neue langjährige vielleicht lebenslängliche Strafe peinigte den schwachen charakterlosen Lithographen so sehr, daß er sich zu dem letzten Schritt der Verzweiflung entschloß und seiner irdischen Noth im Schloßteiche ein Ende machte. Doch hatte er alle Documente und Beweise für die schwere Schuld seines Verführers gesammelt und in seiner Wohnung zurückgelassen. Von seinem schrecklichen Vorhaben hatte er nur den Commerzienrath schriftlich in Kenntniß gesetzt.

Der Commerzienrath war erst spät nach dem schmachvollen Versuche, die Tochter seines redlichen Arbeiters zu verführen, vom Elysium nach Hause gelangt. Dicht verhüllt trat er ins Haus, nahm dem öffnenden Diener das Licht aus der Hand und hieß ihn sofort zu Bett gehen. Er selbst schlich mühsam auf sein Schlafzimmer, im Innern seines Gewissens von empfindlichern Schmerzen gepeinigt, als er äußerlich von den schweren Mishandlungen seines Arbeiters zu ertragen hatte. Er fühlte das

blutrünstig geschlagene, geschwollene Gesicht mit kaltem Wasser, als sein Blick auf die Zeitungen und Correspondenzen fiel, welche die Domestiken der Gewohnheit nach auf den Tisch gelegt hatten. Gleich obenauf lag das Schreiben des Lithographen. Das Wort der Verzweiflung, die Ankündigung des Selbstmordes, die Anklage vor dem allwissenden Richter machte den Sünder beben. Er sank vernichtet zurück in den Lehnstuhl.

Seine körperlichen Schmerzen weckten ihn aus der Betäubung und zwangen ihn, an sich und seine gefährliche Lage zu denken. Die Mittheilung des Lithographen, daß er alle technischen Apparate vernichtet habe, um seiner schändlichen Habsucht keinen Vorschub mehr zu leisten, schien die Möglichkeit seiner Ueberführung zu erschweren, vermochte ihm aber doch keine Beruhigung zu gewähren. Auch hatte er vor einigen Tagen, durch ein Schreiben des Kaufmanns Nosse in Wiesenau gewarnt, sofort den ganzen übrigen Vorrath von gefälschten Kassenscheinen in einem verschlossenen schwarzen Kasten dem ihm schon früher vom Kaufmann Nosse empfohlenen Grafen Beenty zur Aufbewahrung und Ueberantwortung an Nosse übergeben. Er überredete sich, daß ihm

keine Gefahr drohe, und zwang sich, ruhig zu sein, konnte es aber gerade vermöge dieses Zwanges nicht werden.

Nach einer schlaflos und qualvoll durchwachten Nacht verließ er das Bett, blieb aber auf seinem Zimmer, um niemand sein entstelltes Gesicht sehen zu lassen. Nur der Diener durfte zur Ausrichtung der nothwendigsten Geschäfte heraufkommen.

Heimlich schlich er sich hinten durch den Speicher aus dem Hause. Er wollte durch Geld, Versprechungen und Drohungen die Frau des Lithographen zur Herausgabe aller compromittirenden Papiere zwingen. Er fand die Wohnstube im untern Stock des Seitenflügels verschlossen. Von der Hausbesitzerin erfuhr er, daß auch die Frau in dieser Nacht gestorben sei. Ihn schauderte. Er mußte zur Todten. Er wollte anvertraute wichtige Papiere zurückholen. Er wurde standhaft zurückgewiesen, selbst auch als er drohte und Gewalt brauchen wollte.

Die Hausbesitzerin ging die Treppe hinauf. Heimlich eilte er in den Hof. Vielleicht konnte er durch ein offenes Fenster ins Zimmer gelangen. Er faßte an die Fenster. Alle waren verschlossen. Er starrte dicht an die Scheiben hinein. Auf dem Lei-

chenbret lag die verhüllte Leiche. Er konnte den Blick nicht davon wenden. Die Augen wollten ihm aus den Höhlen quellen. Die Todte schien das Leichentuch zurückzuschlagen, sich aufzurichten, die gebrochenen Augen auf ihn zu richten und langsam mit dem Finger zu winken. Mit dem Heulen eines Wahnsinnigen stürzte er fort und gelangte wieder auf sein Zimmer.

Er mußte sterben: er konnte nicht mehr leben! Er griff in den Jagdschrank nach Büchse, Flinte, Revolver. Alle waren geladen. Aber der Finger erlahmte am Drücker, und die Todeswaffe entglitt seinen erschlafften Händen.

Der Bediente, welcher ihn schon lange heimlich beobachtet hatte, hörte ihn in der Stube unruhig auf- und abgehen und trat mit dem Frühstück ein. Er starrte den Diener an. Dieser brachte neue Briefe und Zeitungen. Er setzte sich nieder, hielt die Zeitung vors Gesicht, als ob er lese, und hieß den Bedienten gehen

Unwillkürlich fing er an zu lesen. Der Curs war höher gegangen. Die Berichte aus Neuyork lauteten günstig. Er vertiefte sich in seine Speculationen, nahm ein Glas Wein und Frühstück, klingelte dann dem Bedienten, ließ den Procuristen kommen

und — hatte über dem Geschäftsmann alles vergessen.

Nach Entfernung des Procuristen kam ein Billet des Bankiers, bei welchem der Constabler den falschen Kassenschein hatte wechseln wollen. Der Bankier warnte vor dem Umlauf falscher Kassenscheine.

War es Tücke und Schadenfreude des Bankiers, oder ein freundlich gemeinter Dienst? Er hatte stets mit jenem concurrirt und schel gegen ihn gesehen.

Aber jedenfalls war das Verbrechen entdeckt und er als Verbrecher gefährdet. Er wandte sich zum Jagdschrank zurück und betrachtete die Waffen. Er streckte wieder die Hand danach aus und vermochte keine zu ergreifen. Da fiel sein Blick auf eine alte türkische Reiterpistole mit Feuerschloß, ohne Bügel über dem Drücker, die er vor Jahren als Curiosität gekauft hatte. Diese ergriff er und lud sie. Seine Hand flog heftig, als er das Pulver auf die Pfanne schüttete, sodaß der Fußboden voll Pulver gestreut wurde. Er schlug den Schlafrock von der Brust zurück — er vermochte nicht abzudrücken.

Er legte die Pistole auf den Tisch, klingelte dem Bedienten, befahl ihm, niemand vorzulassen, aber sofort zu kommen, wenn er klingeln werde. Der

über das verstörte Wesen seines Herrn stutzende Bediente ging.

In unzurechnungsfähigem Zustande beschloß Marner, vom Bedienten die Pistole abschießen zu lassen. Er befestigte einen Bindfaden an den Thürdrücker, knüpfte das andere Ende des Bindfadens an den Drücker der Pistole, legte sich auf dem Sofa neben der Klingelschnur zurück, setzte die Pistole auf die entblößte Brust und klingelte.

Er hörte den Diener über den Vorplatz kommen. Die Hand bebte. Der Thürgriff rasselte.

Hastig riß er die Pistole von der Brust, sprang vom Sofa, trat einige Schritte vor und rief dem Bedienten zu, daß er gehen und erst beim nächsten Klingeln kommen solle.

Nochmals suchte er sich zu sammeln. Eine Stunde verging. Er setzte sich wieder auf das Sofa, klingelte nochmals und — sprang wieder herab, dem Diener entgegen.

Jetzt entging ihm nicht der Blick, welchen dieser auf ihn wie auf die Pistole und auf die Schnur am Thürgriff heftete. Der Bediente hatte den Zusammenhang errathen, riß empört darüber, daß er zum unfreiwilligen Mörder hatte gemacht

werden sollen, heftig die Schnur vom Thürgriff herab und trat entschlossen auf seinen Herrn zu, um ihm die Pistole zu entringen.

An diesem einzigen Widerstreben des Bedienten erwachte der Muth des Commerzienraths. Rasch setzte er die Pistole auf die Brust: der Schuß krachte und der Selbstmörder stürzte tödlich getroffen seinem Diener in die Arme.

Die That war bereits geschehen und der Verbrecher vor den Richterstuhl des ewigen Vergelters gerufen worden, als der Assessor mit dem Dr. Schwarz und dem Oberlieutenant Roß in die Wohnung gelangte. Der Bediente war vom herbeigeeilten Comptoirpersonal als wahrscheinlicher Mörder seines Herrn festgehalten worden, weil dieser schwere Verletzungen im Gesicht hatte, welche eine ernstliche Gegenwehr annehmen ließen.

Der Assessor mit seinen beiden Begleitern hatte jetzt eine veränderte Thätigkeit erhalten. Zunächst mußte das Zeugniß des Oberlieutenants sofort den gegen den Diener gehegten Verdacht niederschlagen. Ueber das Verbrechen und den Verbrecher konnte kein Zweifel mehr obwalten. Die Papiere aus dem Nachlaß des Lithographen und im Geheim=

schrank des Commerzienraths gaben den vollkommensten Aufschluß.

Mit großer Theilnahme hörte Herr Grundmann diese Mittheilungen des Oberlieutenants an und drückte ihm sein Bedauern aus, daß gerade ihn der Zufall in eine so nahe Beziehung zu den Ereignissen namentlich der vergangenen Nacht gebracht hatte. Sein Interesse an dem schwarzen Kasten verrieth sich auch bei der besondern Frage an den Oberlieutenant, wie der Kasten, der so sonderbare Schicksale gehabt habe, in die Hände des Commerzienraths habe gelangen können?

Der Oberlieutenant vermochte keine andere Auskunft zu geben, als daß die Vernehmung des Comptoirpersonals ergeben habe, der Kasten sei vor nicht gar langer Zeit durch bloßen Zufall von dem Kaufmann Nosse in Wiesenau mit Handelspapieren an den Commerzienrath geschickt und vor einigen Tagen durch einen Commis des letztern an den Grafen Wreny ins Hotel Zum Kronprinzen gebracht worden. Der Oberlieutenant fügte aus eigener Ansicht hinzu, daß dieser Kasten zweifellos derselbe sei, den der Graf mit seinen Siegeln versehen dem Oberlehrer Brauer anvertraut, diesem der Tammerfriedel

entwandt und den er, der Oberlieutenant, höchst seltsamerweise heute früh wieder im Wagen des Polizeicommissars mit unversehrten Siegeln, wie vor einigen Abenden beim Oberlehrer Brauer, gesehen hatte.

„Das Schicksal dieses Kastens“, fing Herr Grundmann dem Oberlieutenant zu erzählen an, „ist zu seltsam und wunderlich, als daß ich Ihnen jetzt noch länger verhehlen könnte, welches Interesse ich daran habe. Der Kasten ist eine ganz schlichte und einfache Tischlerarbeit von Birnbaumholz, außen schwarz gebeizt und polirt, während inwendig die hübsche braungelbe Holzfarbe geblieben ist. So sehr einfach er auch im Aeußern erscheint, so hat er doch eine Einrichtung, welche nicht leicht zu entdecken ist. Der Boden des Kastens ist nach innen etwas eingelassen und die Seitenwände bilden unten um die kleine Vertiefung einen Rahmen in dessen Falz eine dünne Holzplatte eingesetzt und mit Holzschrauben festgeschroben werden kann. Die ganze Einrichtung ist von innen unmöglich zu entdecken. Von außen und unten ist sie durch ein untergeleimtes Stück Tuch verdeckt, welches sich nur durch Erweichung mit feuchter Wärme ablösen läßt.

„Der Raum zwischen diesem Doppelboden beträgt

kaum einen Viertelzoll. Er reichte aber vollkommen aus zu dem Zweck, für welchen er bestimmt war. Mein Schwiegervater hatte ihn in Kopenhagen machen lassen, um darin seine geheime Correspondenz von Kopenhagen nach Schleswig zu vermitteln, woselbst er Beamter gewesen und von wo er bei der Erhebung der Herzogthümer als enragirter Däne nach Kopenhagen geflüchtet war. Der Kasten wurde einem Handlungsreisenden zur Aufbewahrung von Toiletten- und andern kleinen Sachen anvertraut, ging häufig mit dem Dampfschiff von Kopenhagen auf Umwegen nach Schleswig und zurück, und unterhielt in der verborgenen und noch dazu chiffrirten Correspondenz einen lebhaften und wichtigen Verkehr zwischen Kopenhagen und dem dänischgesinnten Theil des Herzogthums Schleswig. Ungehindert ging der Kasten mit dem Handelsreisenden durch alle Zoll- und Militärlinien, so genau und so oft der ganze Inhalt auch durchsucht wurde.

„Erst nach Beendigung des Krieges und als mein dänischer Schwiegervater seinen triumphirenden Wiedereinzug in Schleswig gehalten hatte, erzählte er mir von dem Kasten und seiner geheimen Einrichtung. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode erbte meine

Frau den Kasten, ohne die geheime Einrichtung zu kennen, und benutzte ihn als Verschluß für allerhand Kleinigkeiten, ohne besondere Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, sodaß sie auch gewöhnlich den Schlüssel darin stecken ließ. Als mir bei dem Einbruch vor einem Jahre der Kasten ebenfalls gestohlen wurde, verdroß es mich, daß ich niemals die geheime Einrichtung untersucht hatte, da möglicherweise noch jetzt Correspondenzen darin versteckt sind, welche von fremder Hand entdeckt meinen Schwiegervater vielleicht auch nach seinem Tode noch compromittiren können. Deshalb habe ich so lebhaftes Interesse an dem sonst völlig werthlosen Kasten und wünsche sehr ihn wieder zu besitzen."

Mit diesen Worten sprang aber Herr Grundmann hastig auf und entschuldigte sich, daß er mit seiner trockenen Erzählung den Gast ohne alle Erquickung habe vor sich sitzen lassen, und führte den Oberlieutenant hinunter zu seiner Frau und Tochter, bei welchen er, eingedenk seiner schon gestern an den Oberlieutenant gerichteten Bitte, nichts vom Kasten verlauten zu lassen, den Gast von neuem als glückbringenden Boten vorstellte.

Die unmittelbar daran geknüpfte joviale Bitte

um schleunigste Besorgung eines tüchtigen Frühstücks enthoben Mutter und Tochter einer abermaligen Verlegenheit. Denn die ausdrückliche Einführung des schon drei Tage nacheinander erschienenen, wenn auch jedem willkommenen Gastes machte allen die Gebührlichkeit einer Entschuldigung der so rasch wiederholten Besuche bemerklich, sodaß der Oberlieutenant nur mit einiger Verlegenheit das Wort ergreifen und nach einer ziemlich trockenen allgemeinen Entschuldigung sein Bedauern über die durch das Feuer in der Heide veranlaßte nächtliche Störung auszudrücken vermochte, von welchem Herr Grundmann ihm erst jetzt erzählt, er selbst aber in der Residenz nichts erfahren hatte.

Beide Damen ergriffen deshalb die Gelegenheit, sich auf kurze Zeit zu entfernen, um die nöthigen Befehle für das Frühstück zu geben. Beide bedurften einer kurzen Sammlung, aber keine sprach mit der andern über das, was jede fühlte. Anna war am meisten gefaßt. Sie war sich dessen klar und bewußt, was die Mutter nur ahnte. Anna sah und fühlte, daß sie geliebt wurde. So mädchenhaft verschämt sie auch an den Moment der Erklärung dachte, so rein und klar fühlte sie mit echter Weiblichkeit,

daß dieser Moment kommen müsse und daß eben dieser Moment vom Weibe die volle reine Selbsterkenntniß und Wahrheit wie den vollkommenen Sieg über die falsche Sentimentalität und Prüderie des modernen Lebens fordere. Sie erschien zum Frühstück mit einer Ruhe und Klarheit, welche selbst die scharfsichtige Mutter in Verwunderung setzte und dem ahnungslosen Oberlieutenant sogar befremdend erschien.

Herrn Grundmann's sprudelnder Humor ließ aber keinem Ruhe, sich in seine Gedanken zu verlieren und zu verstricken. Die Zeit des Frühstücks flog deshalb sehr geschwind dahin, sodaß Herr Grundmann selbst seine Tochter darauf aufmerksam machte. daß es mit ihrem Morgenspazierritt wol zu spät geworden sein möge. Gerade diese Bemerkung veranlaßte Anna zu der Bitte, ihr doch noch den Spazierritt vor Tische zu erlauben, und den Oberlieutenant zu dem dringenden Gesuch, die Tochter auf dem Ritt begleiten zu dürfen.

Anna hatte rasch ihre Toilette gemacht, während die Pferde gesattelt und vorgeführt wurden. Herr und Frau Grundmann begleiteten das Paar auf die Freitreppe. Ritterlich half der Oberlieutenant seiner Dame in den Sattel und schwang sich selbst mit der

ganzen Gewandtheit des geschulten Reiters auf sein treffliches Roß, nahm die Seite seiner Dame ein und ritt mit zierlichem Reitergruß vor den Aeltern im langsamen Schritt neben Anna zur Thorpforte hinaus.

Allen vier Anwesenden, sowol den auf der Freitreppe zurückbleibenden Aeltern als auch dem Reiter und der Reiterin, drängte sich im Moment des Davonreitens ein und derselbe Gedanke auf, den aber gerade die am nächsten Betheiligten, der Reiter und die Reiterin, am schüchternsten in sich verbargen. Auch Herr und Frau Grundmann schwiegen und schauten mit nachdenklicher Miene auf das Paar. Noch standen sie eine kurze Weile von dem Gedanken ergriffen, als die Reiter schon aus dem Thor waren. Da blickte Herr Grundmann auf seine Frau, und als auch diese die Augen zu ihm aufschlug, sagte ihm ein leichtes Erröthen der trefflichen Gattin und Mutter, daß ihre Gedanken ohne jeglichen Austausch vollkommen einverstanden waren.

Herr Grundmann reichte seiner Frau die Hand. „Ich glaube, es ist ihm Ernst“, sagte er. „Er ist ein wackerer Mensch, und ein braver Sohn seiner Mutter wird auch ein guter Gatte sein. Was meinst du von Anna?“

Frau Grundmann lächelte verschämt und richtete den thränenfeuchten Blick auf ihren Gatten, als mache sie selbst das Geständniß für die Tochter. Sie nickte leise mit dem Kopfe.

Herr Grundmann drückte seiner Gattin die Hand, reichte ihr den Arm und führte sie ins Haus hinein.

„Ich glaube", sagte er wieder mit seiner gemüthlichen Laune, „er wird uns nicht lange mehr warten lassen. Er gehört weder zu den adelichen Thoren, die lieber auf ihrem Stammbaum verkümmern, als eine Mesalliance machen, noch zu den blöden Hochmüthigen, welche in eitler Selbstüberhebung es verschmähen, um die Hand eines Mädchens zu werben, dem sie nicht die gleiche bürgerliche Behaglichkeit bieten können. - Sowenig man die Geschichte des besitzenden Adels außer Acht lassen darf, so bestimmt fordert auch die beginnende Geschichte der deutschen Industrie ihr besonderes Recht, und diese hat ihren eigenen Adel in Anspruch zu nehmen, der doch auch immer, wie der alte Adel, mit einem Urahn beginnen muß. Die Industrie ist eine große geschichtliche Erscheinung, welche den Adel überflügeln wird."

Damit begleitete Herr Grundmann seine Gattin

auf ihr Zimmer und ging von da hinüber in sein Comptoir.

Anna mit dem Oberlieutenant schlug den Weg rechts nach Erikenau ein. Dieser führte zunächst eine kleine Strecke auf der Chaussee entlang und dann links von dieser zwischen der Heide und einer großen Fichtenschonung fort. Dieser Weg war bei weitem nicht so eintönig wie derjenige, welchen der Oberlieutenant gestern beim Entgegenreiten allein hatte nehmen müssen. Der Rand der Heide war urbar gemacht und das grünende Winterkorn stach frisch gegen die weite braune Heidefläche dahinter ab. Selbst das Torfmoor mit seinen Blänken und rauschendem Schilfrohr und der reich mit Bäumen und Gesträuch besetzte Erlenteich mit den einfallenden Wasservögeln bot einen freundlichen Wechsel dar. Auch das lebhafte ländliche Treiben in dem beträchtlich großen Pfarrdorf Erikenau gab ein Bild breiter Behaglichkeit, bis hinter dem Dorfe der Weg in weitem Bogen wieder mitten in die Heide zur Colonie führte.

Anna hatte alle Klarheit und Ruhe bewahrt. Sie machte ihren Begleiter auf alle interessanten Einzelheiten aufmerksam und zeigte verschiedene

Stellen, welchen sie ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Ihr Begleiter wurde ganz in Anspruch genommen von der geistvollen Auffassung der sich darbietenden Naturerscheinungen und von den treffenden Bemerkungen, welche Anna machte. So gewann auch er seine vollkommene Unbefangenheit wieder und vermochte sogar mit Lebhaftigkeit in das Gespräch einzugreifen.

Als aber hinter dem Dorfe bei des Tischlers Hause der Weg wieder mitten in die flache eintönige Heide herumführte, wurde das Gespräch stiller. Jeder schien sich unwillkürlich in seine Gedanken zu vertiefen. Doch fühlten beide gerade in der Einsamkeit erst recht vollkommen, daß keins von ihnen allein sei. Ebenso unwillkürlich wurde der bisherige leichte Galop zum Trabe und der Trab zum Schritte, sobald die Colonie erreicht war.

Beide ritten gedankenvoll an den einzelnen Häusern vorüber, und als sie bei dem letzten Hause vorübergekommen und drüben rechts die Trümmer der Brandstätte sichtbar geworden waren, heftete sich der Blick eines jeden nur auf Eine Stelle des vor ihnen liegenden Weges. Der Schritt beider Pferde wurde langsamer und dann standen sie still, genau

an derselben Stelle, an welcher ihnen gestern der Jäger begegnet war.

Die ganze Glut der Erinnerung und Liebe schlug im Oberlieutenant auf. Da hielt es neben ihm, das liebreizende Geschöpf, das gestern so muthig für ihn eingetreten war. Sie blickte wie in Erinnerung sinnend auf die Zügel in ihrer Hand, ganz das gestrige liebliche Bild jungfräulicher Verschämtheit.

„Anna!“ sprach er mit bebendem Munde.

Sie sah auf zu ihm mit den vollen klaren Augen und mit unaussprechlichem Ausdruck im Blicke.

„Anna!“ jubelte er auf, streckte ihr die Hand entgegen und ließ das Pferd an ihre Seite traversiren.

Mit himmlischem Lächeln reichte sie ihm die Hand hinüber, die er entzückt ergriff.

Im selben Moment flog aber Anna aus dem Sattel in seine Arme. Sein Schenkeldruck gegen das Pferd war zu heftig gewesen. Es drängte sich zu lebhaft gegen Anna's Pferd, sodaß dieses hinten ausschlug und Anna aus dem Sattel schnellte.

Mit kräftigem Arm umfaßte der Oberlieutenant die köstliche Bürde. Anna kam quer vor ihm auf das Pferd zu sitzen. Er drückte sie mit beiden Armen an sich. Auch sie schlang beide Arme um ih

und Lippe heftete sich auf Lippe. Die seligste Vergessenheit umfing sie. Sie schienen dem Himmel entgegenzuschweben und bemerkten nicht, daß Anna's reiterlos gewordenes Pferd in scheuer Hast vor ihnen wegrannte und das Pferd des Oberlieutenants in gestreckter Carrière ihm nachfolgte.

Erst als der rasche Lauf quer über die Chaussee in die Kastanienallee hineinführte, erwachten die Liebenden aus dem Taumel. Der Oberlieutenant zog hastig die Zügel an und vermochte doch noch, das kräftige feurige Roß mindestens im prächtigen Paradegalop vor die Freitreppe zu führen, wo Anna's Pferd kaum zwanzig Schritt vor ihnen schon parirt und die harrenden Aeltern in tödlicher Angst auf den Podest hinausgeführt hatte.

Der Anblick des Paares auf dem Pferde und der rasche Blick über den leeren Hof, von welchem gerade die Mittagszeit glücklicherweise alle zahlreichen Arbeiter in die Hintergebäude zum Essen versammelt hatte, gewährte den geängstigten Aeltern einige Beruhigung. Völlig regungslos vor Schrecken sahen sie, wie der Oberlieutenant mit bewunderenswerther Kraft und Geschicklichkeit auf der rechten Seite des Pferdes herabstieg, ohne seine köstliche Bürde aus dem Arm zu

lassen, und so mit festem Schritt die Tochter auf die Freitreppe hinauf den Aeltern entgegenführte.

Es bedurfte keiner Erläuterung. Anna sank an die Brust der tiefbewegten Mutter, und Herr Grundmann zog den Oberlieutenant an seine Brust. Dann gingen alle ins Haus hinein.

Während Anna sich umkleidete, öffnete der Oberlieutenant dem Vater sein Herz. Dieser war ergriffen von der Offenheit und Wahrhaftigkeit des wackern jungen Mannes. Die Erzählung des soeben Erlebten that aber sogleich seiner prächtigen Laune volle Genüge und der unvertilgbare Humor des biedern Mannes vermochte viel rascher die Thränen der Rührung zu beseitigen als das Schnupftuch, welches er in die Hand genommen hatte.

Es war eine wundervolle klare Seligkeit über alle verbreitet, als endlich Herr Grundmann den Oberlieutenant hinüber in das Wohnzimmer führte, wo der Bräutigam unter dem Segen der Aeltern die Braut umfing.

VII.

Das Kobermüschel war zu Herrn Grundmann gezogen. Als sie die Wohnung des Tischlers in Erikenau früh morgens verlassen hatte, war sie wieder durch die Heide beim Torfmoor vorübergegangen, hatte den Sarg mit dem Kreuz aus dem Gebüsch hervorgeholt und dann ihr Kind noch im Morgengrauen ganz allein und still hinten im Garten begraben und das Kreuz dabeigepflanzt. Sie bedurfte nicht des Pfarrers und des Trauergeleits: eine Mutter, die ein Kind geboren und begraben hat, weiß genug in der Seele von Gottesdienst und Grabesandacht. Sie war dann sofort zu Herrn Grundmann hinübergegangen. Sie hatte nichts mit sich genommen. Nur der getreue Hund durfte als einziger Begleiter mitkommen. Der Abschied von der finstern Behausung, in der sie geboren war und

ihr Jugendleben, wenn auch unter den trübsten Umgebungen, hingebracht hatte, ward ihr doch schwer. Mag der Zenith des Lebens im goldigen Glanze oder im düstern Schimmer über dem Menschen stehen, mag die Abendröthe des Lebens sein greises Haupt in mildem, wohlthuendem Glanze umstrahlen oder es in trüben Nebel hüllen: kein Farbenton erreicht die Morgenröthe der Jugendzeit mit ihrem erwachenden Leben und Hoffen und mit ihrem freudetrunkenen Blick in die Zukunft hinein, die mit der ganzen prächtigen Farbenfülle der Jugendhoffnung in wundervollen Lebensgruppen gemalt dasteht, um mit der spätern Enttäuschung einen grellen Contrast zu bilden. Kein Freund ist so reich, so treu, so bereit, so tröstlich und wohlthuend als die goldene Jugenderinnerung.

Mit diesem Schatze war sie gegangen: sie bedurfte desselben. Denn wie gütig auch immer ihre Aufnahme bei Herrn Grundmann eingeleitet war, so mußte sie doch ihrer Wohlthäterin, der Tochter des Hauses, immer nur erst fern bleiben und vorderhand nur eine untergeordnete Stellung im Hauswesen einnehmen, bis Zeit und Verhältnisse sie der von ihr fast angebeteten Gebieterin näher bringen

würden. In dieser Vereinsamung bedurfte sie eines innern Anhalts, zu dessen Kräftigung jene Erinnerungen beizutragen geeignet waren.

So traf sie schon am ersten Morgen ihres neuen Aufenthalts bei Herrn Grundmann die Nachricht, daß ihre Geburtsstätte vom Feuer vernichtet worden sei. Ihre wenigen Habseligkeiten waren ein Raub der Flammen geworden. Sie trauerte nicht um diesen Verlust. Aber tiefer Ernst überkam sie, daß mit dem Verschwinden ihrer Geburtsstätte nun die Grabstätte ihres Kindes ganz vereinsamt bleiben sollte. Mit unwiderstehlicher Sehnsucht trieb es sie, die Brandstätte zu besuchen. Auch verlangte sie, über das Verbleiben ihrer Mutter sowie über das Befinden des Verwundeten im Hause des alten Tammers Nachrichten einzuziehen. Zugleich wollte sie aber auch dem alten Tammer die in jener Nacht vom Hunde gefundene Brieftasche bringen, welche wahrscheinlich der Verwundete verloren und welche sie beim Transport desselben in die Behausung des Tammers abzugeben vergessen hatte.

In der Lebhaftigkeit der ersten Empfindungen beim Empfang der Nachricht vom Brande hatte sie sogleich für den Abend um Urlaub auf die Heide gebeten

und denselben freundlich bewilligt erhalten. Voll von Gedanken und innerlich nur mit sich und ihrem Vorhaben beschäftigt, hatte sie den Tag über angestrengte Arbeiten im Souterrain der Küche verrichtet und nicht auf das übrige Gesinde geachtet, dessen bedeutsames Flüstern auf ein ungewöhnliches Ereigniß in den Wohnzimmern der Herrschaft zu deuten schien. Ohnehin Neuling hielt sie sich um so mehr zurück, als sie sich ernstlich vorgenommen hatte, niemals in müßiger Neugier nach den Geheimnissen der Herrschaft zu forschen. Nur einmal hatte sie zufällig durch das Fenster einen stattlichen Offizier in Begleitung des Hausherrn den Weg zu den Treibhäusern einschlagen sehen und das Geflüster des Gesindes auf die Anwesenheit dieses Gastes bezogen.

Der Abend war schon lange hereingebrochen, als das Kobermüschel unerschrockenen Muthes in Begleitung des treuen Hundes sich auf den Weg in die Heide machte. Das Wetter war ziemlich klar geworden und der Mond schien in Zwischenräumen durch das leichte Gewölk, welches langsam am Himmel vorüberzog. Das Kobermüschel hoffte in drei Stunden den Weg hin und her zu machen und konnte auch für alle Fälle Einlaß in das Haus durch

den Bedienten erlangen. Sie war schon vom Nebenwege auf die Chaussee gelangt und hatte die Strecke auf derselben bis an den Fahrweg zur Heide zurückgelegt, als ein Landwagen hinter ihr hergetrabt kam und den Weg in die Heide einschlug. Gerade an der Einfahrt hielt der Fuhrmann die Pferde an, stutzte beim Anblick des großen Hundes und begrüßte sofort das Kobermüschel als Bekannte mit der verwunderten Frage, ob sie denn nicht auch mit ihrer Mutter und den übrigen Gästen der Mechulle verhaftet sei?

Der Fragende war der heute wie gewöhnlich betrunkene Heidebauer, welcher mit seinem leeren Torfwagen aus der Residenz zurückkehrte und dort von dem großen Aufsehen gehört hatte, welches durch den Transport der Gefangenen aus der Mechulle bei der Ankunft in der Residenz verursacht war. Von dem Brande des Hauses war er selbst nächtlicher Zeuge gewesen, und seine Erzählung von dem gräßlichen Tode des Tammerfriedel, welcher sich habe durchschlagen wollen, von den Constablern jedoch in die Flammen zurückgetrieben und unter furchtbarem Gebrüll lebendig verbrannt sei, hatte so viel Uebertriebenes und Schauriges, wie Aehnliches nur aus dem

Munde eines rohen Trunkenboldes hervorkommen kann. Seine Einladung, mit ihm zu fahren, lehnte das Kobermüschel bestimmt ab, indem sie vorschützte, daß sie aus der Heide komme und auf der Rückkehr in die Wohnung des Herrn Grundmann begriffen sei, welcher sie in seinen Dienst genommen habe.

Mit kurzem Gruß verabschiedete sich der Heidebauer und jagte mit der Peitsche laut knallend in die Heide hinein. Das Kobermüschel folgte langsam und gedankenvoll. Sie hatte erst jetzt erfahren, daß auch ihre Mutter verhaftet und zur Residenz geführt sei. So wenig sie mit wahrer Liebe an ihrer Mutter hatte hängen können, so traurig war sie doch über das Schicksal derselben, wenn sie auch wußte, daß die Mutter niemals unmittelbare Theilnehmerin der von dem Gesindel verübten Verbrechen gewesen war, sondern daß sie wie ihr Bruder nur der Hehlerei und wissentlichen Ankäuferei des gestohlenen Gutes sich schuldig gemacht hatte, eine Schuld, welche, wenn sie gerichtlich erwiesen war, doch immer eine lange Freiheitsstrafe zur Folge haben mußte. Ihr Sinn und Blick ward trüber und der sonst so leichte und elastische Schritt matter und langsamer.

So gelangte sie erst viel später, als sie sonst den Weg zurückzulegen gewohnt war, an die Wohnung des alten Tammers. Aus dem Lichtschimmer oben im Erkerzimmer neben den herabgelassenen Rouleaux schloß sie, daß der Kranke sich noch in diesem Zimmer befinde. Sie klopfte an die Hausthür und erhielt erst nach geraumer Zeit Einlaß von der Haushälterin, welche ihr diesmal mit trübem Ernst entgegentrat und mit trauriger Miene auf ihre theilnehmende Frage erklärte, daß es schlecht um den Kranken stehe und daß er noch immer nicht zum Bewußtsein erwacht sei. Die ihr übergebene Brieftasche versprach die Haushälterin dem oben beim Kranken befindlichen Tammer einzuhändigen. Sie schien einigermaßen verlegen zu sein über den Besuch des jungen Mädchens oder mindestens über ein etwaiges längeres Verbleiben, als sich die Thür öffnete und Josepha, welche über den abendlichen Besuch in der Einsamkeit irgendein wichtiges Ereigniß zu vermuthen schien, auf den Hausflur trat. Aus dem Blick und der Haltung der Haushälterin erkannte Josepha, daß es dieser willkommen sein würde, wenn sie sich auf kurze Zeit des soeben angekommenen jungen Mädchens annehme.

Wie in stillschweigender Uebereinkunft lud Josepha das Mädchen zu sich in die Stube und dieses, von der anmuthigen Weise der schönen Dame freundlich berührt, folgte ohne Zaudern, während die Haushälterin sich sofort zur Treppe wandte und in das obere Zimmer hinaufging.

Die Anmuth und Güte der unbekannten Erscheinung wirkte so tief auf das Kobermüschel, daß sie es für nöthig erachtete, auch unaufgefordert den Grund ihres späten Besuchs anzugeben. Sie erzählte, daß sie vor einigen Nächten bei einem zufälligen Gang durch die Heide einen verwundeten Fremden gefunden und denselben der Obhut und ärztlichen Behandlung des alten Tammers übergeben und daß dieser mit großer Barmherzigkeit den Fremden sogar in seine eigene Wohnung aufgenommen habe. Ihrer frühern Begegnung mit dem Fremden erwähnte sie so wenig als der Befreiung des Verwundeten aus den Händen des Tammerfriedel.

Ungeachtet auf diese Weise die Darstellung nur eine einfache, wenn auch ungewöhnliche Begebenheit enthielt, so entging es der Erzählerin doch nicht, mit welcher Aufmerksamkeit die Dame zuhörte, als sie die Person des Verwundeten beschrieb. Eine Menge

rascher und ängstlicher Fragen erfolgte an das Kobermüschel, sodaß sie zu einer sehr genauen Beschreibung der Person des Verwundeten gedrängt wurde. Mit Befremden und Bekümmerung sah sie, daß die Dame zuletzt in große Betrübniß gerieth und angstvoll und unter einem Strom von Thränen die gefaltenen Hände gen Himmel streckte. Stumm und verlegen saß sie neben der Dame, als sie plötzlich durch das laute Geheul des vor der Hausthür zurückgelassenen Hundes aufgeschreckt wurde.

Mochte es die abergläubische Angst sein, welche in dem Heulen eines Hundes vor der Thür eines kranken Menschen die Verkündigung des nahen Todes findet, oder die Absicht, den Kranken oben im Erkerzimmer nicht erschrecken zu lassen durch das gellende Geheul des Hundes, welcher nach seiner Herrin verlangte und dazu die Hunde hinten im Gehege in Unruhe brachte, oder wollte sie sich aus der gegenwärtigen peinlichen Lage selbst befreien: das Kobermüschel sprang hastig auf, eilte zur Thür hinaus, schob die mächtigen Riegel von der Hausthür zurück und trat ins Freie zum treuen Hunde, der sofort beim Anblick seiner Herrin das Heulen in ein leises Wimmern verwandelte, als wolle er

seine Herrin um Verzeihung bitten, daß er sie zum Hause herausgerufen habe.

Das Kobermüschel redete dem Hunde zürnend zu, der sich demüthig zu den Füßen seiner Gebieterin niederstreckte. Hinten vom Gehege her hörte sie, wie dort der scheltende Knuspert[1]) die Hunde zur Ruhe brachte. Dann ward es ganz still. Zur Hausthür gewandt und im Begriff wieder einzutreten, um mindestens Abschied zu nehmen, vernahm sie, daß von innen die Riegel vorgeschoben und das Schloß der Hausthür abgeschlossen wurde.

Sie stand allein in der schaurigen Novembernacht. Sie war schon bei viel rauherm Wetter und zu allen Nachtzeiten durch die Heide gewandert, aber niemals hatte sie sich so allein, so verstoßen gefühlt. Sie hatte das reine Bewußtsein im Herzen, daß sie der nächste Anlaß zur Rettung des Fremden gewesen war; sie hatte soeben gesehen, welche tiefe Theilnahme für diesen die unbekannte Dame hatte; die Erscheinung und Weise der Dame hatte einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht: — jetzt war sie wieder

---

[1]) Abdeckerknecht.

hinausgestoßen und wieder geschieden von der Gesellschaft besserer und höherer Wesen, an denen sie sich aufrichten konnte. Das Schieben der Hausthürriegel klang so grell in ihr Ohr wie das Urtheil eines Verbrechers, der von aller menschlichen Gesellschaft in die schaurige eisige Wüste des Nordens verbannt wird. Im tiefen, bittern, stillen Schmerz rang sie die Hände gen Himmel und starrte mit thränenfeuchten Augen in den Mond, welcher mitleidig durch das dünne Gewölk auf sie niederblickte.

Das unruhige Treiben des Hundes weckte sie aus ihrer Erstarrung. Der Hund hatte sich erhoben und drängte sich dicht an sie, während er aufmerksam nach der Ecke des Hauses spähte, um welche der leichte Windzug von der niedergebrannten Mechulle herüberzog. Der Hund schien sie zum Weitergehen aufzufordern. Fast unwillkürlich folgte sie dem Hunde. Mit sichtlicher Befriedigung schlug dieser sofort den wenig betretenen Schleichweg von der Tammerei zur Mechulle ein, blieb aber diesmal nicht der Herrin zur Seite, sondern bewegte sich wie zu ihrem Schutze dicht vor ihr in leichtem Trabe, indem er aufmerksam gegen den Wind schnoberte.

Sie mochte etwa zehn Minuten Weges von der Tammerei entfernt sein, als der Hund plötzlich stehen blieb, scharf und unbeweglich in die Dunkelheit hinausstarrte und dann den Kopf zuerst seiner Herrin und darauf einem nahen Wachholderbusch zuwandte. Zu genau bekannt mit der eigenthümlichen Spürkraft des Hundes und seiner großen Klugheit vollkommen vertrauend, folgte das Kobermüschel sogleich der stillen Aufforderung des treuen Thieres und duckte sich mit ihm hinter den Wachholderbusch, welcher nur etwa zehn Schritt seitwärts vom Wege stand.

Nicht lange währte es, als auf der flachen Höhe, über welche der Schleichweg führte, eine Gestalt herannahte, welche das Kobermüschel schon in der Entfernung gegen den hellen Horizont deutlich in den Umrissen erkennen konnte und bei deren Anblick ihr das Blut in den Adern stocken zu wollen schien. Dieser Gestalt gegenüber war ihr Leben so gefährdet wie noch niemals. Krampfhaft schlang sie den Arm um den Hals des Hundes, während sie mit der andern Hand die Schnauze des Thieres angstvoll zusammengepreßt hielt, sodaß der Hund nur mit Anstrengung Luft schöpfen konnte. Gehorsam fügte sich der Hund,

obschon seine roth unterlaufenen Augen starr und funkelnd auf dem Vorübergehenden hafteten und aus den Höhlen treten zu wollen schienen. Mit unterdrücktem mühsamen Keuchen holte er langsam Athem, ohne sich zu rühren, obwol er dem Ersticken nahe war. Gerade als die Gestalt bei dem Busch vorüberging, brach der Mond auf einen kurzen Moment durch die Wolken, als wolle er dem Kobermüschel die ganze Gefahr zeigen, in welcher sie schwebte. Der Vorüberschreitende, selbst durch den raschen Mondblick und den einzigen nahen Gegenstand, den Wachholderbusch, erschreckt, wandte das Gesicht nach dem Busch zu. Das Kobermüschel hatte sich nicht getäuscht: es war der Tammerfriedel!

Deutlich sah das Kobermüschel, wie der Tammerfriedel eine neue Büchse umgehängt hatte. Dazu trug er auf der Schulter den etwa achtzehn oder zwanzig Fuß langen, beträchtlich dicken Stamm einer Edeltanne, an deren unterm Ende zwei derbe Wurzeln in der Länge einer Elle einander gegenübersaßen, während die Aeste am Stamme hinauf in der Breite einer Hand abgehauen waren, ähnlich den Steigezapfen an Telegraphenstangen.

Der Tammerfriedel ging vorüber, ohne das

Kobermüschel mit dem Hunde zu bemerken. Fast einer Ohnmacht nahe war das Mädchen kraftlos auf den Hals des Hundes gesunken, der vom Druck des Armes und der Hand befreit einige lange, tiefe Athemzüge that und dann, ohne die geringste Bewegung zu machen, geduldig die Herrin auf seinem Nacken ruhen ließ.

Nach kurzer Weile raffte sich das Kobermüschel auf. Der Tammerfriedel war nicht in der Mechulle verbrannt. Das Kobermüschel allein kannte die Möglichkeit, wie er dem furchtbaren Feuertode in dem Hause hatte entgehen können. Den Tannenstamm auf seiner Schulter erkannte sie als eine jener eigenthümlichen kunstlosen Diebesleitern, welche die in der Mechulle verkehrenden Diebe mit Leichtigkeit aus den Forsten zu improvisiren wußten.

Die Richtung, welche der Tammerfriedel nahm, die Büchse um seine Schulter deutete nur zu klar darauf hin, daß der Böſewicht jetzt das schwerste Verbrechen gegen den durch ihre Dazwischenkunft ihm entzogenen Verwundeten beabsichtige, für den ihr Interesse gerade durch die große Theilnahme der schönen Dame nur noch mehr gesteigert war. Sie entschloß sich, dem Mörder heimlich zu fol-

gen. Begütigend flüsterte sie dem Hunde zu, legte die Hand auf seinen Kopf, und das kluge Thier begleitete ihren behutsamen Schritt, indem seine Bewegungen den schleichenden Windungen einer Schlange glichen.

Herrin und Hund folgten dem Verbrecher behutsam nnd in einer solchen Entfernung, wie die Vorsicht gebot, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Nur einmal, als der Mond wieder hinter den Wolken hervortrat, duckte sich der Hund in das Heidekraut nieder und seine Gebieterin folgte dem Beispiel. Zu ihrem Glück: denn deutlich konnte sie an der horizontalen Drehung des langen Baumstammes erkennen, daß der Tammerfriedel stehen blieb und vorsichtig spähend den Gesichtskreis durchmusterte.

Endlich war die Tammerei erreicht. Der Tammerfriedel verschwand um die Ecke nach der Vorderseite des Hauses hin. Das Kobermüschel drückte sich an die Seite des Gebäudes, hielt den Hund mit der einen Hand zurück und sah um die Ecke, wie der Mörder mit seiner Last nahe vor der Hausthür halt gemacht hatte, prüfend nach den Erkerfenstern hinaufblickte und dann behutsam den Baumstamm von den Schultern nahm und leise neben

dem zweiten Fenster gegen die Vorderseite des Hauses lehnte. Prüfend drehte und drückte er an dem Stamm, um den festen Stand zu sichern, nahm dann die Büchse von der Schulter in die rechte Hand, stieg wie auf einer Leiter mit der Behendigkeit einer Katze den Stamm hinauf bis hoch an das Fenster und versuchte neben dem herabgelassenen Vorhang durch die Fensterscheiben in das Zimmer zu blicken.

Ein durchdringender Schrei aus der Brust eines weiblichen Wesens ward oben in dem Erkerzimmer hörbar, so schneidend und herzzerreißend, daß selbst der Tammerfriedel vor dem Fenster zusammenbebte.

In demselben Moment trat das Kobermüschel mit schlotternden Knien um die Ecke, und kaum im Stande, ein Wort zu sprechen, deutete sie mit der Hand auf den Tammerfriedel und rief dem Hunde mit angstvoll gepreßter Stimme zu: „Lematto Klafta!“[1])

Mit einem ungeheuern Satze sprang der Hund gegen den Baumstamm, auf welchem der Tammerfriedel stand, und erreichte beinahe die Füße des Verbrechers. Der wuchtige Sprung des mächtigen

---

[1]) Hinauf Klafta!

Thieres traf aber den Stamm so gewaltig, daß dieser an der Mauerfläche wegglitt und der Tammerfriedel im weiten Bogen auf die Erde hinuntergeschleudert wurde, wo er regungslos liegen blieb.

Alles geschah so rasch und so geräuschlos, daß die nach jenem Schrei eingetretene Grabesstille im Hause durch keinen weitern Laut unterbrochen wurde und niemand heraustrat.

Das Kobermüschel lehnte erschöpft gegen die Ecke des Hauses. Es bedurfte längerer Zeit, ehe sie sich erheben und einigermaßen beruhigen konnte. Dann aber trat sie mit Aufbietung alles Muthes an den liegenden Tammerfriedel hinan, in dessen unmittelbarer Nähe Klafta bereit stand, bei der ersten drohenden Bewegung ihn bei der Kehle zu fassen. Die Büchse des Tammerfriedel war seiner Hand entfallen. Das Kobermüschel griff sie vom Boden auf und blickte auf den Liegenden, voll Zweifel, ob er das Leben oder nur das Bewußtsein verloren habe.

Endlich erwachte der Tammerfriedel mit schwerem Stöhnen, ohne im Stande zu sein, sich aufzurichten. Er konnte nur den Kopf seitwärts dem Kobermüschel zuwenden. Aus seinen Blicken sprühte Haß, Tod und Verderben.

„Kobermüschel“, sagte er mit matter Stimme, „zink die Klafta ab. Ist mir das Uckelbe zerschabbert[1]) und tekef werd ich sein memis.“[2])

Das Mädchen lockte den Hund an sich, trat mit Schaudern zurück und mahnte mit tiefem Ernst: „Tammerfriedel, wenn du wirst sein memis, so wend' dein' Schomme[3]) zu Gott, wo ist viel Rachmonus.[4])“

Ein höhnisches, grunzendes Gelächter war die nächste Antwort des Liegenden. Nochmals vergeblich versuchte er sich aufzurichten. Dann schlug er wüthend und zähneknirschend mit den geballten Fäusten auf den Erdboden und rief mit bitterm Hohne aus: „Laß das wittsche Geschmus, Zekemkatz![5]) Hast das Benschen tow anlokechent beim Schochet sein Schicksel[6]), was hat dich gemacht gedin, as du hast verslichent kol Chawrusse[7]), und alle sein tofes[8]) und

[1]) Mir ist der Rücken gebrochen.

[2]) Sogleich werde ich sterben.

[3]) Seele.

[4]) Barmherzigkeit.

[5]) Laß das dumme Geschwätz, Heulbirne.

[6]) Hast das Beten dir gut angenommen bei des Schlachters Tochter.

[7]) Die dich so ehrlich gemacht hat, daß du die ganze Gesellschaft verrathen hast.

[8]) Gefangen.

sollen Ringel machen auf Dolman[1]), was nicht soll sein mein Simche."[2])

„Du sollst haben Charote[3]), Tammerfriedel", sagte das Mädchen schaudernd.

„Charote gilt nix!" unterbrach der Wilddieb. „Aber das is mein Gile[4]), as ich habe gesarfent[5]) dein Mechulle, un as der Bochur is gepegert[6]) un schefft in Gehinnom bei Dirach.[7]) Aber mein godelste Sosen un Simche[8]) soll sein, as du sollst mit bau sein ins Gehinnom[9]), Mamseres bas hanidde[10]) verfluchtiges!"

Mit diesen Worten schleuderte er sein langes spitzes Weidmesser, welches er unvermerkt aus der Tasche gezogen hatte, mit aller Kraft gegen das Kobermüschel, das arglos und voll Mitleid sich zu seinen Füßen gestellt hatte.

---

1) Den Tanz am Galgen machen.
2) Vergnügen.
3) Reue.
4) Lust.
5) In Brand gesteckt.
6) Gestorben.
7) Ist beim Teufel in der Hölle.
8) Größte Lust und Wonne.
9) Daß du mit in die Hölle kommst.
10) Niederträchtige Dirne.

Mochte es die flache Lage des Wilddiebes auf dem Erdboden sein, oder die ungemessene blinde Wuth, oder das Gebrechen der Kraft: der Wurf mislang. Das Messer flog zischend dicht am Halse des wehrlosen Mädchens vorbei oben tief in das Regenbret unter den Dachziegeln hinein, wo es zitternd stecken blieb.

Unmittelbar nach dem mislungenen Wurf ließ der Bösewicht lautlos den Kopf zurücksinken, indem er seines letzten Moments gewärtig war. Nur ein gewaltsames dumpfes Stöhnen preßte sich aus seiner Brust, als der Hund mit der ganzen Wucht seines Körpers blitzschnell auf ihn einsprang, die Vorderpranken auf seine Brust stemmte und ihm unmittelbar vor dem Gesicht das ungeheuere Gebiß im dampfenden Rachen zeigte. Verbrecher und Hund stierten einander unbeweglich in die weitgeöffneten und hervorquillenden Augen, mit denen jeder den andern regungslos zu bannen schien.

Schaudernd trat das Kobermüschel zurück und blickte bald oben hinauf nach den erhellten Erkerfenstern, bald auf den sterbenden Verbrecher.

Hier und dort der Tod. Was nun beginnen? Wo sollte sie Rath und Anhalt gewinnen? War

drinnen der Verwundete am Leben? Oder hatte der Tammerfriedel gelogen? War vorhin jener durchdringende Schrei oben im Erkerzimmer nicht die Urkunde des erfolgten Todes? Und wenn der Verwundete noch lebte, welche Hülfe konnte sie von seinen Pflegern für den Verbrecher erhalten?

Sie blickte auf das düstere Haus, das so ungastlich sich hinter ihr verschlossen hatte. Sie durfte die Ruhe des Kranken oder Todten und der Bewohner nicht stören. Mit bangem Blick schaute sie auf gen Himmel, um von dort Hülfe zu erwarten.

Die Hülfe kam: gerade als der Mond wieder zwischen den Wolken hervortrat und die Umgebung erhellte, hörte sie unweit des Hauses den Pfiff eines Jägers, welcher den vordrängenden Jagdhund zurückrief. Sie eilte dem Kommenden entgegen: es war der alte Jäger aus der Oberförsterei mit zwei Jagdeleven, welche auf eine Wildschützenstreife ausgegangen waren. Denn trotz der gestrigen Gefangennahme der Bande, trotz des gräßlichen Feuertodes des Tammerfriedel in der Mechulle war heute gegen Abend doch schon wieder ein Schuß in der Schonung gehört und ein verendeter Damhirsch gefunden worden.

Unbeschreibliches Erstaunen überfiel die Jäger, als sie die Mittheilung des ihnen wohlbekannten Kobermüschels vernahmen. Die ganze Umgegend hatte sich über die Beseitigung des verwegenen Wildschützen und Verbrechers gefreut, wie entsetzlich auch der Tod gewesen war, den er genommen hatte. Ihn zu suchen hatten die Jäger nicht gedacht. Jetzt sahen sie mit Staunen und Schauder den todtgeglaubten furchtbaren Menschen mit versengten Haaren und halbverbrannter Kleidung lebendig, wenn auch regungslos unter den Füßen des mächtigen Hundes liegen, der bei ihrer Annäherung stolz den Kopf gegen sie wandte, ohne sonst auch nur einen Fuß von der Brust des Verbrechers zu heben.

Der Tammerfriedel lebte noch; sein Athem ging tief und kräftig; aber er hatte keine Antwort auf die Fragen des Jägers. Er schien heftige Schmerzen zu haben: aber er verzog keine Miene. Nur das weitgeöffnete starre Auge hatte Leben und funkelte wie das Auge eines Basilisken.

Der Mahnung des Kobermüschels entsprechend, wurden die Bewohner des Hauses von den Jägern nicht gestört. Aber der hinten im Gehege in seiner Baracke liegende Knuspert wurde aufgefordert, den

vor dem Hause Liegenden auf seinem Karren zur Oberförsterei zu fahren.

Lautlos ließ der Tammerfriedel sich auf den Karren heben: er brauchte nicht gebunden zu werden. Beim Aufheben fand sich, daß ihm der rechte Schenkel gebrochen war und daß ihm wahrscheinlich auch noch mehrere Rippen eingedrückt waren. Kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen; aber das pfeifende Knirschen seiner Zähne zeigte genugsam, daß der Verbrecher mit fast übermenschlicher Gewalt die furchtbarsten Schmerzen zu verleugnen verstand.

Langsam und geräuschlos ging der Zug fort in der Richtung zur Oberförsterei. Das Kobermüschel schlug die Begleitung dahin aus. Nun erst fühlte sie sich ja ganz vollkommen frei in der weiten öden Heide. Ermuthigt und von der treuen Klafta begleitet, schlug sie den Weg zur Mechulle ein.

Es war nahe um Mitternacht, als sie wieder an dem Wachholderbusch vorüberschritt. Der Hund wedelte mit dem Schweife, als sie einen Moment in dankbarer Betrachtung des düstern Busches stehen

blieb, und blickte zur Herrin hinauf, als theile er ihre Empfindungen. Der übrige Weg zur Mechulle ward bald zurückgelegt. Grauen überfiel sie, als sie die schwarzen Brandruinen im Mondlicht betrachtete. Dort hinten in der Ecke, am Abstich des Hügels, waren verkohlte Balkenstücke künstlich zusammengestellt. Das Kobermüschel wußte ganz allein, wie nur hierher der Tammerfriedel sich aus dem lodernden Brande geflüchtet und auf welche Weise er das Leben gerettet haben konnte.

Seitwärts zog es sie nach dem Garten. Zwischen den beiden Taxusstauden lag der kleine frische Grabhügel des Kindes. Die freundliche Hand der Tischlerstochter von Erikenau hatte gestern einen Immortellenkranz über das Grabkreuz gehängt. Das Zeichen der Liebe und Theilnahme that ihr wohl. Sie trat aus dem Garten gegen die unversehrt gebliebene Scheune. Die Thür war offen. Die Leiter stand an dem niedrigen Seitenboden, der Hilge, wo der kleine Heuvorrath lagerte und auf welcher sie als Kind sich häufig getummelt hatte. Sie stieg hinauf, lagerte sich auf das Heu und verfiel nach so viel anstrengenden Erlebnissen sogleich in

tiefen Schlaf, während der Hund sich unten an der Leiter niederlegte und Wache hielt. Es war sieben Uhr morgens, als sie erquickt und gestärkt erwachte, um den Rückweg zur Wohnung des Herrn Grundmann anzutreten.

VIII.

Inzwischen war aber auch für die Bewohner der Tammerei selbst der Abend und die Nacht eine Zeit ernster Begebenheiten geworden, welche wohl-geeignet waren, die Seele sämmtlicher Betheiligten bis auf den Grund zu erschüttern.

Es war schon Mittag geworden, als Josepha aus dem tiefen Schlaf erwachte, in welchen sie der gestern vom alten Tammer verabreichte Trunk versenkt hatte. Sie fühlte sich erquickt und gekräftigt und erhob sich leicht vom Lager, um sich anzukleiden. Kaum war dies geschehen, als auch schon die Haushälterin eintrat, sie mit freundlichem Spruche begrüßte und ihr das Frühstück darbot. So mild und gütig die Haushälterin auch heute wieder gegen sie war, so konnte Josepha doch nicht verkennen, daß ein tiefer Zug von Sorge und Bekümmerniß auf dem Ange-

sicht der würdigen Matrone lag, deren Ursache sie leicht begriff, als sie sich nach dem Befinden des alten Tammer und des Kranken im obern Zimmer erkundigte. Ja es entging ihr auch nicht, daß bei der letztern Frage der Blick der Matrone bekümmert und forschend über ihre Züge glitt, als wolle sie bei dieser Frage den Gast mit der Antwort schonen, aber auch selbst dabei geschont bleiben.

Wie ernst es um den Kranken stand und wie sehr sein Zustand die ganze Aufmerksamkeit der Hausgenossen auf sich gezogen hatte, konnte sie auch daraus ersehen, daß erst um Mittag die Nachricht von dem Brande des kaum eine Viertelwegstunde entfernten verrufenen Mechullekrugs und von dem Tode des berüchtigten Tammerfriedel durch die Magd des Heidebauern gebracht wurde. Weder die Haushälterin noch der alte Tammer hatten irgendetwas von dem Brande selbst wahrgenommen. Den Hausherrn bekam Josepha den ganzen Tag über nicht zu sehen. Auch die Haushälterin erschien nur auf kurze Zeit zum Mittagessen und entschuldigte sich mit ihren häuslichen Beschäftigungen, welche durch die Gegenwart und Pflege des Kranken begreiflich vermehrt worden waren.

Josepha war somit sich allein überlassen. Als sie einen Gang ins Freie machen wollte, ward sie von der Haushälterin gewarnt, nicht zu weit vom Hause sich zu entfernen, da die von der Magd des Heidebauern gebrachte Nachricht von der Gefangennahme der ganzen Gaunerbande wol übertrieben und eine unheimliche Begegnung in der Heide doch noch immer möglich sei. Josepha versprach, den Rath zu befolgen, und trat aus der Hausthür, welche sogleich hinter ihr wieder zugeriegelt wurde.

Einige Schritte vom Hause blieb sie stehen. Die frische Novemberluft that der heißen Brust wohl. Sie blickte über die weite Heidefläche hinaus, welche in der mächtigen Ausdehnung nur noch vereinsamter erschien, und dann seitwärts zum tiefdunkeln Fichtenwalde, dessen schlanke braune Stämme wie Säulen standen und sie in ihre Gänge einzuladen schienen. Dorthin wollte sie, trotz der erhaltenen Warnung.

Als sie den ersten Schritt erhob, befiel sie eine bange Unruhe. Sie blickte gegen das Haus und nach dem obern Fenster hinauf; der Vorhang des ersten Fensters war aufgezogen; der alte Tammer saß am Fenster. Er hatte das Haupt auf die Hand gestützt und blickte gedankenvoll vor sich nieder.

Es war ein ergreifender Anblick, den alten Mann zu sehen mit dem ernsten und schwermüthigen Ausdruck der unbeweglichen und wie von Marmor gemeißelten plastischen Gesichtszüge.

Wie gebannt blieb Josepha stehen in der Betrachtung des ehrwürdigen Bildes und ging erst dann weiter, als der alte Tammer den Kopf nach dem Innern des Zimmers wandte und sich vom Fenster entfernte, ohne Josepha bemerkt zu haben.

Der Weg über die öde Heidestrecke bis zum Fichtenwalde war nicht geeignet, die trüben und schwermüthigen Gedanken Josepha's zu zerstreuen. Aber das stille Rauschen der Fichtenwipfel that ihr wohl, als ob dies Rauschen ihren tiefinnern Schmerz beschwichtigen sollte. Eine düstere Ahnung war in ihr aufgestiegen: wie, wenn der Kranke im obern Zimmer ihres gastfreundlichen Wirths der sehnlich Gesuchte wäre? Die ängstliche Ablehnung der Haushälterin, als sie heute Mittag ihre Unterstützung bei der Pflege des Kranken angeboten hatte, konnte nicht gelten für den Einwurf, daß sie selbst angegriffen sei und sich am Krankenbett zu sehr aufregen würde. Wenn nun aber der alte Mann ihr Schicksal und ihr Ringen und Streben kannte, wie konnte er sie

von der Pflege des Kranken zurückweisen, welche ihre heiligste Pflicht war und welche sie sogar als ein Recht in Anspruch nehmen konnte?

Sie suchte die trüben Gedanken zu verscheuchen und ging tiefer in den rauschenden Wald hinein. Der Fußpfad, den sie eingeschlagen hatte, führte nach einigen hundert Schritten zu einer Lichtung, an deren Rande sie eine kesselförmige, ringsumher mit hohen Fichten besetzte Niederung vor sich bemerkte, welche mit jungen Edeltannen dicht bepflanzt war. Das helle Grün des jungen Anwuchses gab ein freundliches Bild, dessen Leben durch einen Trupp Damwild noch erhöht wurde. Langsam strich der Trupp durch die niedrigen Tannen, bis ein in fast unmittelbarer Nähe Josepha's fallender Schuß ihn nach der gegenüberliegenden Höhe flüchtig machte.

Josepha hatte bei dem unerwarteten Schuß unwillkürlich einen leichten Schrei ausgestoßen und sah voll Mitleid dem einen Hirsch nach, welcher offenbar verwundet war und nur mühsam dem Trupp nachfolgte. Ebenso groß wie über den Schuß ward aber auch ihr Schreck, als ganz unerwartet eine heisere, grunzende Stimme sie in unziemlicher und rauher Weise anredete, „was sie hier im Walde zu suchen habe, wo sie nur die Jagd störe“?

Sie sah erschrocken zur Seite und erblickte einen Jägersmann von derber, untersetzter Statur, dessen gemeiner und roher Gesichtsausdruck durch mehrere Brandblasen im Gesicht und durch Wegsengung des Haares und Bartes auf der einen Seite des Kopfes einen schreckeneinflößenden Zusatz erhielt.

Josepha sammelte sich und erklärte, wie sie als Verwandte des Bewohners der Scharfrichterei zum Besuch gekommen und unbekannt mit dem Verbot, den Wald zu betreten, auf einem Spaziergang hierher gelangt sei.

Ihre Rede stockte aber, als der Jäger das funkelnde Auge immer schärfer auf sie richtete und dann wie vor sich hin ausrief: „Gott straf' mich, den Bochur sein Pilagsche![1]) Ei, schönen guten Abend! Habe Sie, Gott straf' mich! nicht gleich wiedererkannt! Na, freut mich, Sie gesund und munter zu sehen."

Mit diesen Worten schritt er auf sie zu, um ihre Hand zu ergreifen.

Beleidigt und erschrocken trat Josepha zurück, indem sie den Jäger mit ängstlichen Blicken betrachtete. Sie hatte dies Gesicht schon einmal gesehen;

---

[1]) Geliebte.

sie wußte sich aber nicht zu erinnern wo? Mit stolzer Miene fragte sie den Jäger, wo sie ihn denn gesehen haben solle?

„Nu, nu, nicht so hochmüthig, allergnädigste Prinzessin! Im Zuchthaus, als Sie nach dem Bochur sich erkundigten, der schon weg war. Aber nun ist der Bochur krank, und wenn er todt is, wer weiß, was dann aus uns beiden noch werden kann.“

Mit diesen Worten schritt er von neuem mit widerlichem Grinsen auf Josepha zu. Josepha stieß einen lauten Angstschrei aus.

Ein kleiner Spürhund kam aus dem Dickicht Der Jäger ergriff eilends die Flucht, vom Hund verfolgt, dessen lebhaftes Gebell aber sofort im Dickicht mit einem gellenden Schmerzensschrei ab brach.

Einer Ohnmacht nahe war Josepha zu Boden gesunken. Drei andere Jäger traten aus dem Dickicht und waren erstaunt, in dieser Waldgegend eine Dame allein zu finden, deren äußere Erscheinung von Stand und Bildung zeugte. Sie drückten ihre Ueberraschung aus, sobald Josepha sich erholt und ihr Erlebniß erzählt hatte, und brachte

sie eilig auf den Pfad, welcher aus dem Walde zur Scharfrichterei führte. Dann kehrten sie sofort in den Wald zurück zur Verfolgung des Wilddiebes, dessen Beschreibung Josepha ihnen gegeben hatte.

Auf dem Wege zum gastlichen Hause ihres Wirths gewann Josepha Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Aber der auf dem Wege zum Walde schon überwundene Gedanke, daß der Kranke oben im Hause doch der Gesuchte sei, gewann auf dem Heimwege wieder die Oberhand. Sie beflügelte ihre Schritte, je näher sie dem Hause kam. Sie klopfte fast ungestüm an die Thür und trat mit einer Aufregung und mit so hastiger Frage nach dem Befinden des Kranken ein, daß die Haushälterin stutzte und mit einiger Sorge fragte, ob ihr etwas Widerwärtiges begegnet sei? Josepha verschwieg um so mehr ihr Abenteuer mit dem Wilddiebe, als sie ihn auf der Flucht vor den Jägern wußte, und verdeckte ihre Verlegenheit mit der Entschuldigung ihrer Verspätung, welche sie zuletzt zu großer Eile angetrieben habe, damit sie nicht auch noch selbst dem gütigen Wirthe Sorge mache. Sie trat in ihr Zimmer, in welchem schon die Lampe brannte, und vertauschte ihr schwarzes Trauergewand

mit dem leichten weißen Hauskleide, welches ihr die Haushälterin gestern Abend gereicht hatte.

Unruhig schritt sie im Zimmer auf und ab. War er es? War er es nicht? Der Zweifel wollte ihr Herz brechen. Sie rang die Hände und flehte zum Himmel, daß er ihr doch nur diese einzige Gewißheit verschaffen möge. Mit ängstlicher Hast bat sie noch einmal die mit dem Abendbrot eintretende Haushälterin, sie doch an das Krankenbett zu lassen, und ließ sich auch nicht durch den Einwand beschwichtigen, daß ihre Aufregung dem Kranken nur schädlich sein könne, zumal das Fieber gegen Abend gewichen sei und der Kranke still und ruhig, wenn auch sehr erschöpft liege.

Sie war kaum eine halbe Stunde lang nach dem Abendessen allein geblieben, als das Pochen an der Hausthür ihre Aufmerksamkeit erregte. In ihrer Aufregung blickte sie aus der Zimmerthür und glaubte sich berechtigt, der verlegen blickenden Haushälterin die Sorge für das angekommene junge Mädchen abnehmen zu dürfen. So hatte sie das Kobermüschel in ihr Zimmer geladen und erlangte aus dem arglosen Munde des ihr völlig fremden Besuchs die volle Gewißheit über die Person des Kranken.

Das Heulen des Hundes, welches die Mittheilungen des Mädchens so rasch unterbrach, ging ihr durch Mark und Bein. Sie blieb in das Sofa zurückgelehnt sitzen und suchte Trost und Ruhe zu gewinnen. Der Gedanke an den Kranken bemeisterte sich ihrer mit Allgewalt; sie faßte den raschen und muthigen Entschluß, jeden Einwand gegen ihre Anwesenheit am Krankenbett entschieden zurückzuweisen. An diesem Entschluß und an der Erwägung, wie sie ihn möglichst schonend ihrem gütigen Wirth zu erkennen gebe, gewann sie auch Ruhe und Besonnenheit wieder.

Sie vernahm, wie das junge Mädchen draußen vor der Thür den Hund zur Ruhe brachte, und harrte der Rückkehr, als ganz unerwartet und rasch ihre Thür vom alten Tammer geöffnet wurde. Mit verstörten Mienen blickte er im Zimmer umher und fragte hastig und kurz nach dem jungen Mädchen. Als Josepha erklärte, daß dieses aus der Hausthür gegangen sei, eilte der Tammer sofort wieder aus dem Zimmer, und Josepha vernahm, wie er draußen hastig die Riegel an der Hausthür zuschob und dann in sein drüben an der andern Seite des Flurs liegendes Zimmer ging.

Josepha war erschrocken über das Aussehen des alten Mannes, dessen bisheriges ruhiges und würdiges Auftreten wie das eines erhabenen Weisen ihr imponirt hatte; seine Erregtheit konnte nicht die Folge der bloßen angestrengten Pflege und nächtlichen Wache sein. Ein schweres Verhängniß mußte über ihn hereingebrochen sein. Sie lauschte an ihrer Thür; sie vernahm, wie auch die Haushälterin leise die Treppe herunterkam und drüben in das Zimmer des Hausherrn ging.

Leise öffnete sie die Thür; auf dem Flur und auf der Treppe war alles still und dunkel; nur durch die schmalen Fensterscheiben über der Hausthür schimmerte von außen ein trübes fahles Licht. Leise schloß sie ihre Thür und schlich zur Treppe. Ihre Hand bebte, als sie das Geländer faßte, und das Herz pochte immer heftiger bei jeder Stufe, welche sie betrat.

Oben auf dem Vorplatz lauschte sie nach der Vorderseite des Hauses hin. Das scharfe Auge der Liebe fand einen kaum bemerkbaren matten Schimmer durch das Schlüsselloch. Sie tastete nach dem Thürgriff und fand ihn.

Bebend stand sie da: sie legte die Hände

zusammen und flehte inbrünstig zum Himmel um Kraft und Beistand.

Inzwischen war dem alten Tammer zur Gewißheit, welche er über die Person des Kranken bereits erlangt hatte, noch eine schreckliche Wahrheit aufgegangen, die das starke Herz des durch schwere Schicksalsschläge hart geprüften Greises zu brechen drohte. Er hatte die vom Kobermüschel gebrachte Brieftasche aus den Händen der Haushälterin empfangen und auf den Tisch bei dem Bett des Kranken gelegt. Der Kranke war ruhiger geworden; Puls und Athem ging schwach; der prüfende ärztliche Blick hatte schon lange erkannt, daß die Krisis nahe und daß bei der ernsten Entscheidung zwischen Leben und Tod die strengste Ruhe nothwendig sei.

Als er sich nochmals forschend über den Kranken geneigt und sich dann auf den Lehnstuhl zurückgesetzt hatte, fiel sein Blick wieder auf die Brieftasche. Er öffnete sie und fand neben einigen gleichgültigen Briefen hochgestellter Personen ein kleines skizzenhaft gehaltenes Tagebuch mit jener eigenthümlichen jüdisch-deutschen Currentschrift geschrieben, wie solche noch heutzutage vielfach, jedoch nur ausschließlich von Juden, zu Correspondenzen und besondern Aufzeichnungen gebraucht wird.

Dem Tammer graute beim Durchblättern des Tagebuchs, dessen Inhalt nunmehr jeden Zweifel über die Person des Kranken unmöglich machte. In den Bekenntnissen des Kranken offenbarte sich ein ebenso groß angelegter Charakter wie tiefe Verbitterung und Haß gegen das Leben, dessen Genüssen und Lüsten er sich doch wild in die Arme geworfen hatte. Ueberall trat das Bewußtsein und das Ringen der Verzweiflung hervor, welche sich der Abschüssigkeit des Pfades wie des verlorenen Halts und des Sturzes bewußt ist, und im jähen Fall die Blüten und Blätter faßt und vernichtet, welche das irdische Leben dem Bußfertigen wie dem Unbußfertigen auf allen Wegen darbietet.

Er hatte nur die ersten Blätter gelesen: sein Auge starrte bald auf die Schrift, bald auf den Kranken, wie wenn er den Zusammenhang zwischen beiden suchen wolle, aber nicht finden könne. So blieb er eine Zeit lang regungslos sitzen, bis die ängstlich auf ihn blickende Haushälterin leise und schüchtern an das Mädchen erinnerte, welches die Brieftasche gebracht habe und vielleicht einer Abfertigung gewärtig sei. Wie aus einem schweren Traum richtete sich der Tammer auf, blickte die Haushäl-

terin an, als vermöge er ihre Rede nicht zu verstehen oder als ob er des Gesagten sich erst entsinnen müsse, und eilte dann in wilder Hast zur Thür hinaus, sodaß die um ihn schwer bekümmerte Haushälterin ihm bald folgte. Sie fand ihn in seinem Zimmer sitzen und aufmerksam in den Blättern weiter lesen: er bemerkte sie nicht; ein schwerer Kampf war auf seinen Zügen zu lesen. Sie hielt ihre Gegenwart bei ihm nothwendiger als bei dem Kranken oben im Erkerzimmer, welcher ohnehin in tiefer Erschöpfung still und ruhig schlummerte.

So stand Josepha allein und unbeachtet oben vor der Thür des Kranken. Sie öffnete leise mit bebender Hand und trat ein: rechts hinten an der Seitenwand befand sich das Bett des Kranken; hinter dem Kopftheil des Bettes stand ein kleiner Tisch, auf diesem die Lampe. Bebend blieb Josepha an der Thür stehen: sie lauschte mit vorgestrecktem Haupte nach dem Kranken hin, trat einen raschen Schritt vorwärts, blieb wie erschrocken über ihre Hast wieder stehen, preßte beide Hände gegen die Brust, schwebte dann leicht an das Bett hinan und blickte auf den Kranken.

Er war es!

Wie segnend breitete sie die Hände aus über den Geliebten. Ihr Auge heftete sich mit Entzücken auf ihn; aber ihre Seele war erhoben in den Himmel und ihre Blicke schienen im Entzücken den Geliebten mit sich hinaufziehen zu wollen.

So stand sie in himmlischer Verklärung da im weißen Gewande, wie ein Engel des Friedens und der Gnade.

Wer hat jemals jene ewigen Gesetze ergründet, nach denen die Seele lebt und liebt und deren geheimnißvolle Verkündigung von der Menge geahnt und als Magie der Seelen gepriesen wird? Der Kranke öffnete die Augen, und als spiegele sich die Verklärung, die über ihm schwebte, in seinen Augen wider, heftete er die Blicke wie im Entzücken über eine himmlische Vision auf das in überirdischer Verklärung an seinem Leidenslager stehende Wesen.

„Josepha", flüsterte er leise, „kommst du, um Gnade und Erlösung zu bringen?"

Er breitete die Arme gegen sie und richtete sich mit wunderbarer Kraft auf.

„O — du — du — den meine Seele liebt!" jubelte sie und umschlang ihn mit beiden Armen und heftete die schwellenden Lippen auf seinen bebenden bleichen Mund.

Lange hielt sie ihn umfaßt, als ringe die Seele mit seiner Seele, um sie mit ganzer Allmacht zu durchdringen: da wurde sein Haupt schwer, die Lippen kalt; er sank zurück und zog sie nieder zu sich. Sie öffnete die in Seligkeit geschlossenen Augen und blickte in das starre gebrochene Auge eines Todten.

Er hatte ausgelitten.

Mit einem durchdringenden Schrei brach sie ohnmächtig über dem Todten zusammen.

IX.

Durch die stumme Verwunderung der Constabler noch mehr in seiner hochmüthigen Haltung gefördert, schritt der triumphirende Commissar Monday mit seinem Constablerherold und seinem gefangenen Kellner vor sich her auf den Hausflur des Polizeigebäudes und verlor nichts von seiner Würde, bis einer der voraneilenden Constabler dienstfertig die Thür zur Schmire öffnete. Mit hoffärtiger Miene winkte er den Voreiligen ab und deutete mit kurzer markirter Handbewegung auf die Treppe, um über diese seinen Einzug unmittelbar in das große Audienzzimmer vor dem Geheimen Regierungsrath oder doch mindestens vor dem Assessor zu halten.

Zu seinem verbissenen Aerger fand er das Audienzzimmer in der Morgenfrühe leer. Der Assessor war die ganze Nacht im Hanse des Bankiers

Marner thätig gewesen und hatte kaum erst vor zwei Stunden sich zum Schlafen niedergelegt. Der Geheime Regierungsrath war beim Minister. Mit großer Verstimmung vernahm Monday diese Nachrichten, dachte aber dessenungeachtet keineswegs an den Rückzug, sondern beschloß, sich jedenfalls an der Ueberraschung und Verwunderung des Assessors über die Gefangenschaft des Kellners und über seine eigene Bravour zu weiden. Er ließ daher den Kellner mit dem Constablerherold beiseitetreten und begab sich selbst an das Fenster, um die Ankunft des Assessors zu erwarten.

Es war ihm eine große Genugthuung, als er unten auf dem breiten Raum vor dem Hause eine beträchtliche Menge neugieriger Leute fand, welche erwartungsvoll auf das Polizeigebäude blickten und von denen einige sogar bei seinem Erscheinen am Fenster auf seine Person deuteten. Seine Haltung gewann dadurch nur noch mehr an Würde. Verschiedenemal griff er an den Mund, um gleichgültig seinen Schnurrbart zu drehen, den er doch gestern seiner Pflicht zum Opfer gebracht hatte. Er seufzte schmerzlich auf in der Erinnerung an dies Opfer und an die erlittenen Strapazen, hob aber auch

gerade in dieser Erinnerung das Haupt nur noch stolzer und blickte mit stiller Hoheit und möglichster Gleichgültigkeit auf die Menge hinab und über sie hinweg, als ob er sie gar nicht bemerke.

Zu seinem heimlichen Verdruß wandten sich aber plötzlich alle Gesichter seitwärts weg die Straße hinauf, von welcher ganz unerwartet sein College Enders auf einem plumpen Dorfklepper vor das Gebäude trabte, den Constablern energisch zurief, den Platz vor den Thüren freizumachen, und dann vom Pferde stieg. Ein bunter und wunderlicher Zug nahte sich: es kamen mehrere Leiterwagen mit Strohsäcken herangefahren, auf denen eine sehr gemischte Gesellschaft saß. Auf dem ersten Wagen befand sich eine Harfenistin neben der Frau Schnuppe und die Koberin neben der zweiten Harfenistin, sämmtlich mit Handschellen; hinter dem Wagen ging zwischen zwei Constablern der gefesselte Parrach. Dann folgte ein Wagen mit dem Athleten und dem Bärenführer; hinter dem Wagen wieder der schöne Wilhelm zwischen zwei Constablern. Auf dem dritten, vierten und fünften Wagen saßen die übrigen Brenner der Mechulle. Hinter dem dritten Wagen schritt der gefesselte, furchtbare Koppel Schnut,

noch in der Tracht des Athleten, über die man ihm den Mantel des einen Constablers geworfen hatte Dann folgte ein kleiner Stuhlwagen, auf dessen Strohschütte der halb bewußtlose Paßschreiber Kränzel lag. Den Schluß des wunderlichen Aufzugs bildeten die von Constablern begleiteten Knechte des Bärenführers mit dem Kamel, den Bären, Hunden und Affen.

Trotz der Morgenfrühe folgte doch eine ungeheuere Menschenmenge dem Zuge, sodaß Enders die Gefangenen so rasch wie möglich von den Wagen heben und über den Hausflur hinten in getrennte Zellen unterbringen ließ, während die Knechte mit den Thieren des Bärenführers einem Wirthshause der Vorstadt zugeführt wurden, um dort die Thiere vorläufig unterzubringen. Dorthin folgte der größte Theil der müßigen Menge unter lautem Hurrahruf.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte der Commissar Monday vom Fenster aus den ganzen Vorgang beobachtet. Sofort erkannte er, welchen glänzenden Erfolg sein College Enders errungen hatte, und wenn nicht schon die große Anzahl der gefangenen Verbrecher seinen stillen Neid erregte, so war es doch noch mehr der brillante öffentliche

Aufzug, welcher seinem unvertilgbaren Hang zum feierlichen und prunkvollen Auftreten der Polizei vollkommen entsprach. Das Herabheben vom Wagen ging ihm zu rasch und entbehrte aller Würde; die begleitenden Constabler imponirten den Verbrechern durchaus nicht durch ihre Haltung: er konnte sich nicht entbrechen, kurze ungeduldige Rufe auszustoßen:

„Wie die Kälber vom Wagen! — Läßt der Tolpatsch die Harfenistin fallen! — Schultze II.! Die Einäugige winkt dem schielenden Kerl zu! — Kreuzdonnerwetter, paßt auf! — Gesicht 'rum! — 'rein ins Loch! — Und der schielende Kerl hat die mürbe lederne Acht und nicht einmal die Handkette! — Da schlag' der Donner hinein! — Da ziehen die Bären ab und das Kamel mit den Hunden und Affen, ohne Inventur! — Schöne Constabler! — Selbst Bären und Affen! — Wahre Hundewirthschaft!"

„Dich soll das Donnerwetter!" fuhr er, sich umwendend, mit polternder Stimme den Kellner an, welcher von dem neugierig gegen das Fenster vortretenden Constabler mit der Heroldstrompete außer Acht gelassen worden, durch das Geräusch auf der Straße aufmerksam gemacht, hinten an der Wand auf den Stuhl gestiegen war und von der

Höhe herab durch das Fenster mindestens die Köpfe der Gefangenen, unter ihnen auch seine Mutter, erkennen konnte. Der Commissar ahnte nicht, welche Umwandlung des Kellners dieser Anblick gerade im Interesse der Untersuchung bewirkte. Den schwarzen Kasten hatte der Kellner von seiner Mutter beim zufälligen Zusammentreffen in der Mechulle erhalten. Der Tammerfriedel hatte sogleich nach der Entwendung aus des Oberlehrers Zimmer den Kasten der Mutter zugesteckt und diese es vorgezogen, denselben aus ihrem Hause zur Mechulle zu bringen. Deshalb hatte Enders sie auch dort getroffen. Der Kellner begriff sogleich, daß er nun nichts mehr werde leugnen können. Völlig entmuthigt durch die Gefangenschaft seiner Mutter und aller seiner Bekannten beschloß er, um sein eigenes Schicksal zu erleichtern, rückhaltslose Geständnisse abzulegen, zumal er wirklich stets zu feige gewesen war, selbstthätigen Antheil an den Einbrüchen und Räubereien zu nehmen, bei denen er wesentlich auch nur als Baldower und als Schärfenspieler[1]) in Gemeinsamkeit mit seiner Mutter eine Rolle gespielt hatte. Sein Beruf als Kellner hatte ihm dabei stets großen Vorschub geleistet.

[1]) Auskundschafter und Diebshehler.

Demüthig und mit niedergeschlagener Miene glitt der Heuchler auf den polternden Zuruf des Commissars sofort vom Stuhle herab und stotterte unter schnell hervorgelockten Thränen die Entschuldigung, daß er die Stimme der geliebten Mutter zu hören geglaubt und sich daher nur ihren Anblick zu verschaffen gesucht habe, da sie ja doch immer seine Mutter sei.

Der durch diesen Scheinzug von Kindlichkeit halb gerührte Commissar Monday glaubte dem Kellner nicht besser imponiren zu können, als dadurch, daß er dem nachlässigen Constabler eine geharnischte Rede hielt über Dienstpflicht und Dienstvernachlässigung, Aufmerksamkeit und Nachlässigkeit, polizeiliches Genie und polizeiwidrige Dummheit, sodaß der rücksichtslos vor dem Verbrecher bloßgestellte und sichtlich von tiefem Unmuth ergriffene Constabler nur mit schwerer Mühe die dienstliche Haltung bewahren konnte.

Aus dieser peinlichen Lage wurde der gemishandelte Constabler befreit durch den Eintritt des Polizeicommissars Enders, welcher schon unten die Ankunft seines Collegen mit dem gefangenen Kellner erfahren hatte und nun selbst in das Audienzzimmer

trat, um der lächerlichen Prunksucht seines Collegen durch die gebotene Unterbringung des Kellners in eine Untersuchungszelle im dienstlichen und in Monday's eigenem Interesse entgegenzutreten. Verstimmt über die Abgeschmacktheit seines eiteln Collegen redete er diesen in englischer Sprache an, daß er doch die Narrheit aufgeben und den Gefangenen sofort in eine Zelle abliefern lassen solle, anstatt sich hier vor dem Beamten und dem Verbrecher lächerlich zu machen.

Trotzdem Monday, der beim Eintritt des Collegen eine gespreizte Stellung eingenommen hatte und sich innerlich ärgerte, daß Enders weder überrascht noch verwundert war, zuerst einige Gegenreden versuchte, ließ er doch den Kellner davonführen, da er aus dessen spöttischer und schadenfroher Miene ersah, daß er seines Collegen Anrede in englischer Sprache wohl verstanden hatte.

Seine Neugier war übrigens zu groß, als daß er nicht seine Empfindlichkeit hätte unterdrücken und nicht den Collegen nach den Erlebnissen dieser Nacht hätte fragen sollen. Die gegebene Auskunft befriedigte ihn durchaus. Denn die Gefangennahme der ganzen Genossenschaft der Mechulle verhieß große

Resultate. Ersichtlich gewann seine gute Laune die Oberhand, und am Schlusse der Erzählung konnte er nicht umhin, seinen Collegen mit manchen launigen Bemerkungen zu necken und dann mit sprudelndem Humor, wenn auch stets mit Durchbruch seiner unvertilgbaren Eitelkeit, seine eigenen tragikomischen Erlebnisse bei der Gefangennehmung des Kellners zu erzählen. Trotz ihrer übergroßen Ermüdung nach den Anstrengungen der vergangenen Nacht mußten beide doch herzlich lachen, sodaß der nach Verlauf einer Stunde anlangende Assessor sie in der besten Laune vorfand.

Großes Lob wurde den beiden Beamten vom hocherfreuten Assessor gespendet über die mit so glücklichen Erfolgen gekrönte Ausführung der ihnen gewordenen Aufträge. Während der Wachtmeister Brottig, welcher unter dem Commissar Enders die Recherche in der Mechulle geleitet hatte, sofort mit einem vorläufigen mündlichen Bericht an den auf dem Ministerium befindlichen Geheimen Regierungsrath abgeschickt wurde, und der Assessor in Begleitung beider Commissare die Untersuchungszellen revidirte, um die Gefangenen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und sich von ihrer zweck-

mäßigen Isolirung selbst zu überzeugen, wußte er dem Commissar Monday, dessen komisches bartloses und höchst wunderbar geschminktes Gesicht ihm sogleich beim ersten Anblick aufgefallen war, die Einzelheiten seiner nächtlichen Abenteuer zu entlocken, die er um so herzlicher belachte, je mehr der Commissar an der erwachenden muntern Laune seines Vorgesetzten den gewöhnlichen dienstlichen Rückhalt fallen ließ und seine Darstellung mit drolliger Selbstpersiflage bis zur Komik steigerte.

Beide Beamte wurden entlassen, um nach so viel Anstrengungen der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Der Commissar Monday erhielt vom lächelnden Assessor noch den Rath, auf dem Wege nach Hause sich doch einer Droschke zu bedienen, um nicht mit seiner bunten Tätowirung Aufsehen zu erregen. Zugleich wurde ihm noch der Auftrag, mit dem Wirthe in der Vorstadt wegen der Unterbringung der Thiere des Bärenführers Vereinbarungen zu treffen, ein Auftrag, auf welchen der geschmeichelte Monday mit einer gemessenen Verbeugung und dem gewählten Compliment entgegnete: „Der Gerechte erbarmt sich auch sein Viehes.“

Mit einem triumphirenden Blick auf seinen Col-

legen wegen des ihm officiell gebotenen Eingriffs in dessen zoologisches Ressort empfahl er sich darauf im feierlichem Stile.

Noch eine große Genugthuung sollte ihm unterwegs werden. Kaum war er mit seiner Droschke um die Ecke gefahren, als er dem vom Ministerium zurückkommenden Wachtmeister Brottig begegnete, welcher sichtlich gehoben mit sehr stolzer Haltung auf dem Trottoir einherschritt. Er ließ halten, winkte den Wachtmeister heran und erfuhr von ihm, daß er seinen Rapport an den Geheimen Regierungsrath sogar in Gegenwart des Ministers habe abstatten müssen, daß beide hohe Herren sehr erfreut gewesen seien, sich auch sehr anerkennend über alle Beamte, besonders über ihn, den Wachtmeister, ausgesprochen und der Minister sogar geäußert habe, er werde sofort selbst mündlichen Vortrag über die gelungene Unternehmung bei Serenissimus abstatten.

Mit ungeheuerm Hochmuth hörte der Commissar den Wachtmeister an, lächelte verächtlich über das dem Wachtmeister angeblich gespendete Lob und herrschte, ohne diesen eines fernern Wortes oder Blickes zu würdigen: „Vorwärts!"

In steifer Haltung zurückgelehnt fuhr er zu

seinem entfernt liegenden Hause, wo seine erwartungsvoll und verwundert ihm entgegenkommende Familie mit kurzen und dunkeln Andeutungen über große Verdienste und hohe Anerkennungen von ihm abgefertigt wurde. Nur mit Mühe vermochten Frau und Töchter seine gehobene Stimmung so weit zu bewältigen, daß sie ihn vor den Spiegel führen und durch den Anblick seiner weiß gewaschenen und aus dem copper-like geschminkten Gesicht scharf hervorstehenden Nase ihn von der Nothwendigkeit einer gründlichen Abwaschung seines Gesichts überzeugen konnten, wobei ihm die liebende Hand seiner hocherstaunten Gattin hülfreiche Dienste leistete. Dann überließ er sich endlich einem soliden Schlafe.

Er hatte kaum einige Stunden geruht, als um zwei Uhr Mittags ein Bedienter des Ministers erschien und den Polizeicommissar Monday präcise vier Uhr zu Sr. Excellenz beschied. Obgleich seine Gattin ihn sofort nach Weggang des Bedienten weckte, fuhr Monday, sowie er die Bestellung vernahm, mit tobendem Schelten auf, daß seine Frau ihm die wichtige Meldung nicht eher mitgetheilt habe, da der Bediente in galonirter Livree gekommen sei. Er machte sofort überaus sorgfältige Toilette

indem er seinen feinsten schwarzen Frack mit weißer Binde, weißem Gilet und weißen Handschuhen anzog, und blickte unruhig und ängstlich in den Spiegel, bis die bestellte Droschke herankam. Er fand es noch für nothwendig, von seiner Frau ein paar Manschetten unter die Frackärmel befestigen zu lassen und auch noch eiligst beim Barbier vorzufahren, um sein Haar nachschwärzen zu lassen, welches in verwichener Nacht sehr stark in der Farbe gelitten hatte.

Mit dienstfertiger und kunstgeübter Hand vollendete sein haarkundiger Freund das verlangte Werk in wenig Minuten. Eine tiefe Schwärze hatte sich über das Haupt des Commissars gebreitet, und wenn auch die beileidsvolle Bemerkung des Haarkünstlers, daß es doch schade sei um den schönen vollen, lange Jahre hindurch gepflegten Bart, der gestern unter seinem Messer gefallen sei, sehr schmerzliche Gefühle in ihm weckte, hob ihn doch wieder die von seinem Freunde während des sorgfältigen Abbürstens seines Fracks hinzugefügte Bemerkung, daß er jetzt ohne Bart ganz so aussehe wie ein Consistorialrath in seinen besten Jahren.

Es war noch nicht drei Uhr, als er vom Haar-

künstler sich verabschiedete. Er ließ direct vor das Polizeigebäude fahren, theils weil er fühlte, es sei für ihn als untergeordneten Staatsbeamten nicht passend, in der Droschke beim Minister vorzufahren, theils weil er dafür hielt, daß er in Dienstsachen nur vom Dienstgebäude aus zum Minister gehen dürfe, und endlich hätte im Wagen niemand seiner ihm etwa begegnenden Bekannten erfahren können, daß er zum Minister beschieden sei, in dessen Haus noch niemand ihn hatte gehen sehen.

Mit Würde stieg er vor dem Polizeigebäude aus und ging direct oben hinauf ins leere Audienzzimmer. Das Commissarzimmer war ihm heute zu klein. Auch reichten oben im Audienzzimmer die Pfeilerspiegel bis nahe zum Fußboden herab. Er trat vor den ersten Spiegel.

Consistorialrath?

Er blickte lange in den Spiegel.

Wenn sein im Dienste für das Vaterland geopferter Bart erst die alte Fülle wiedergewonnen hatte; wenn bei der nahe bevorstehenden Reorganisation der Polizei auch für die Commissare Uniform vorgeschrieben wurde: dann wäre die äußere Erscheinung des Consistorialraths doch gar zu ein=

fach. Und ein Orden auf einem simpeln schwarzen Frack?

Der Orden!

Er sollte ja zum Minister!

Er trat entschlossen zurück vom Spiegel, dann wieder drei Schritt vorwärts, verbeugte sich gegen den Spiegel und machte dann von der Seite einige feierliche Verbeugungen, indem er mit Anstrengung das Gesicht seitwärts wandte, um den Anstand und die Tiefe der Verbeugungen kritisch zu prüfen.

Mehreremale hatte er zur eigenen Zufriedenheit seine Verbeugungen ausgeführt, als sein Blick durch das Fenster auf die andere Seite der breiten Straße fiel. Eine Droschke fuhr herüber vor das Polizeigebäude. Ein stattlicher Mann im schwarzen Frack mit weißem Halstuch und Gilet stieg aus. Es war sein College Enders.

Was war das?! —

Ja er hatte ihn! —

Sein Auge betrog ihn nicht! Er hatte ihn! Hatte ihn auf der Brust — den Orden!

Heftig schlug sein Herz. Er griff an seine Brust, wo noch kein Orden saß — und wo vielleicht in einer halben Stunde auch einer glänzen sollte! Er

mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, um Ruhe zu gewinnen.

Der Polizeicommissar Enders hatte ihn am Fenster erblickt und kam sofort zu ihm herauf. Freudig, jedoch ruhig, sagte er, indem er auf den Orden an seiner Brust deutete: „Vierter Klasse. Oberpolizeicommissar. Zweihundert Thaler Gehaltzulage.“

„Vier — vierter Klasse — O — Obercommissar — Oberpolizeicommissar — Zweihundert Thaler!“ entgegnete Monday mit klangloser, stotternder Stimme; stand auf, umarmte Enders, wünschte ihm Glück und küßte dann ehrfurchtsvoll den Orden auf der Brust seines Collegen.

Enders sah die Bewegung seines Freundes und erkannte, daß er in dieser Stimmung nicht vor den Minister treten, und daß der sonderbare Mensch nur durch Erregung seines Hochmuths wieder zu sich selbst gebracht werden könne. Er bemerkte deshalb, daß er selbst nur aus den Händen des Geheimen Regierungsraths den Orden und die Beförderung empfangen habe, daß aber Monday direct zum Minister beschieden sei und also mindestens eine gleiche Anerkennung und Beförderung erwarten dürfe.

In der That hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Monday nahm seine stolzeste Haltung an, warf den Kopf hochmüthig zurück und sagte, als Enders vollends bemerkte, daß es schon halb vier sei, in hohem diplomatischen Stile: „Zum Minister!“

Mit einer eleganten Handbewegung verabschiedete er sich von seinem Collegen, der dem unverbesserlichen Manne lächelnd und kopfschüttelnd nachblickte, und schritt mit der würdigen Haltung eines Diplomaten auf dem Trottoir entlang zur Wohnung des Ministers.

Zu seinem stillen Verdruß begegnete ihm niemand seiner genauern Bekannten, welcher ihn neugierig nach der Veranlassung seiner saubern Toilette hätte fragen können, in welcher ihn nebenbei gewaltig fror. Er hätte doch auch eine Droschke nehmen sollen wie sein College Enders.

Auf dem Flur des Ministers schlug ihm das Herz gewaltig. Er war auch sehr rasch gegangen, um nicht zu frieren. Mit der Uhr in der Hand wartete er noch zehn Minuten auf dem kalten Hausflur. Als die nahe Schloßuhr vier schlug ging er gesammelt und muthig die Treppe hinauf, klingelte und wurde sofort vom Bedienten in das Wartezimmer geführt.

Es blieb ihm aber keine Zeit, über die Weise seines Eintritts, über die Zahl der erforderlichen Verbeugungen und über die Worte, welche er zu wählen habe, nachzudenken, wozu er beim stundenlangen Warten Muße genug zu gewinnen gehofft hatte. Gegen alle Erwartung kam der Kammerdiener mit der Meldung, daß er sofort bei der Excellenz eintreten solle, öffnete die Thür, führte den Commissar durch ein großes Zimmer zur Thür eines zweiten Zimmers, öffnete diese und deutete dem sich tief vor ihm verneigenden Commissar mit einer geschmeidigen Verbeugung an, näher zu treten.

Dem überraschten Commissar dunkelte es vor den Augen, als er die stattliche Erscheinung des Ministers vom Schreibtisch sich erheben und mit wohlwollendem Gruße sich zu ihm herumwenden sah. Er machte drei außerordentlich tiefe Verbeugungen, trat noch einen Schritt vor und blieb nach der vierten Verbeugung mit klopfendem Herzen stehen.

Der joviale Minister hatte sich vom Assessor die tragikomischen Erlebnisse des Commissars erzählen lassen und wollte nun auch noch selbst aus dessen eigenem Munde die dem Assessor mit sprudelndem

Humor und selbsteigener Persiflage erzählte Geschichte der verhängnißvollen Nacht hören.

Er sah die Befangenheit des Commissars, reichte ihm zur Ermuthigung mit wohlwollendem Glückwunsch über seine trefflichen Bemühungen und Erfolge die Hand und theilte, um ihn vollends zu ermuntern, ihm sofort mit, daß Serenissimus heute Vormittag auf seinen Immediatvortrag geruht habe, ihm zunächst diesen Orden zu verleihen, den er nun selbst an die Brust des Commissars heftete, und ferner, um ihm eine bequemere und seinen Wünschen und Neigungen entsprechendere Stellung zu verschaffen, ihn zum Obercommandeur des neuzuorganisirenden Corps der Nachtwache zu ernennen, auch seine erste Equipirung und Armatur aus der fürstlichen Chatoulle zu bestreiten und endlich sein bisheriges Gehalt um jährlich zweihundert Thaler zu erhöhen.

Der neugeschaffene „Obercommandeur des Corps der Nachtwache“ stand unbeweglich. Nur der Wechsel von Bläße und Röthe in seinem Gesicht zeigte dem Minister, was in ihm vorging. Freundlich wünschte dieser ihm nochmals Glück, lud ihn im jovialen Tone ein, sich zu ihm zu setzen und ihm

nun auch umständlich die Abenteuer der vergangenen Nacht zu erzählen.

Er hatte sich verrechnet. Wohl erkannte er die vollkommene innere Befriedigung des vor ihm stehenden seltsamen Mannes; aber er hatte nicht erwartet, daß in der Brust des Commissars trotz aller Eitelkeit und Sonderbarkeit ein so tiefes Gemüth wohne und eine so erschütternde Bewegung in ihm hervorbringen würde. Er sah die hellen Zähren über die Wangen des sprachlosen Beamten laufen und ihn mühsam nach Athem und Worten ringen, während er nur die dargebotene Hand des Ministers zu küssen vermochte.

Der Minister mußte auf die ergötzliche Erzählung verzichten. Er redete dem tiefergriffenen Beamten freundlich zu, sich zu fassen und vor allen seiner Familie die neue Beförderung mitzutheilen, welche, wie es scheine, ihm selbst große Freude mache. Er führte ihn mit diesen Worten freundlich zur Thür, da er wohl empfand, wie nothwendig es für den Mann sei, sich zu entfernen, um sich zu sammeln. Noch einmal reichte er ihm an der Thür theilnehmend die Hand, welche er jedoch den wiederholten Küssen des Obercommandeurs entzog. Beim Zurück-

treten an seinen Schreibtisch fand er in seiner Hand eine vom Aermel des tieferschütterten Obercommandeurs gelöste Manschette, die er mit gerührtem Lächeln betrachtete und auf seinen Schreibtisch legte.

Halb bewußtlos verließ der Obercommandeur des Corps der Nachtwache die Wohnung des Ministers und eilte seiner Wohnung zu. Seine Schritte beflügelten sich mehr und mehr. Er bemerkte nicht, wie mehrere seiner Bekannten ihm begegneten und ihn sehr freundlich grüßten. Hastig eilte er um die Straßenecke und prallte plötzlich gegen die große Spiegelscheibe des geschmackvoll decorirten Ladens, in welchem einer seiner Freunde einen Handel mit Naturalien aller Art betrieb. Ein prachtvoller ausgestopfter tiroler Schuhu in der Mitte des Schaufensters glotzte ihm mit den großen runden Augen entgegen, als er fast mit der Nase gegen die Spiegelscheibe gerannt war.

Er starrte dem Schuhu ins Auge und blickte dann auf den Orden, der wirklich auf seiner Brust saß, wie der tiroler Schuhu vor ihm hinter der Spiegelscheibe.

„Ordensritter — Obercommandeur — Uniform

— Armatur —“ sprach er mit gedämpfter Stimme vor sich hin, wie im visionären Zustande.

„Vogel —“ rief er dann mit lauter Stimme — „du bist mein! Wir sind die Gebieter der Nacht!“

Er eilte in den Laden. Sein Freund, der Kaufmann, hatte ihn mit seinem Orden schon durch die große Spiegelscheibe erblickt und beglückwünschte ihn beim Hereintreten mit lautem Jubelruf. Er fand es sehr treffend, daß der Obercommandeur des Corps der Nachtwache dem Schuhu, als König der Nacht, den Ehrenplatz oben auf seinem Schreibtisch einräumen wolle. Er bat um die Gunst, seinem hohen Gönner, dem er bei dieser Gelegenheit seinen schon mehrfach bestohlenen Laden zum besondern Schutz anempfahl, zu dem empfangenen Orden auch noch den tiroler Schuhu ohne Kanzleigebühren verleihen zu dürfen, und ließ sogleich das prachtvolle Exemplar durch seinen Ladenläufer zum Hause des Obercommandeurs tragen, welcher nach kurzem wohlwollenden Abschied dem Schuhu unmittelbar nachfolgte.

Kaum hatte er eine Viertelstunde im Kreise seiner Familie unter zahllosen Glückwünschungen, Umarmungen und Freudenthränen seiner Frau und

Töchter verweilt und über seinen geopferten Bart, seinen gewonnenen Orden und Schuhu einige dunkeln Andeutungen und Erläuterungen gegeben, als eine Droschke vor seine Wohnung fuhr, aus welcher der Assessor behende herausschlüpfte und ins Haus eilte. Mit würdiger Haltung entzog sich Monday den Umschlingungen seiner liebenden Gattin, ging dem Assessor feierlich entgegen, nahm mit einer Art Herablassung den Glückwunsch des noch nicht decorirten Assessors entgegen, wie wenn dieser allein des Glückwunsches wegen gekommen sei, und gab dem Gespräch sogleich eine geschäftliche Wendung, indem er berichtete, daß das Vieh des Bärenführers den Umständen nach billig untergebracht und mit den Fleischern ein äußerst vortheilhafter Lieferungscontract für die Bären eingeleitet sei, da trichinöses Fleisch, nach Virchow und allen andern mediciniſchen Autoritäten, einer Bärennatur keinen Eintrag drohe.

Sobald der Assessor das Wort gewann, eröffnete er dem Beamten, daß der Geheime Regierungsrath den sofortigen Transport des Kaufmanns Jakob Rosse von Wiesenau zur Residenz angeordnet und daß Monday diesen Auftrag durch einen Constabler ausführen zu lassen habe.

Mondaḥ versicherte hierauf, daß dieser Auftrag sofort und zwar durch niemand anders als durch ihn selbst zur Ausführung gelangen werde, da der Kaufmann Nosse ja doch eigentlich sein Gefangener sei und er ihn diese Nacht nur einstweilen aus Mangel an Platz im Wagen zurückgelassen habe, und die getreue Pflichterfüllung ihm über alles gehe.

Er gedachte des Posthalters von heute Morgen. Zudem brach die Dämmerung herein in der Residenz, wo ihn doch niemand in den Straßen genauer beobachten konnte.' Er ließ sofort nach der Entfernung des Assessors Extrapost bestellen, diesmal jedoch nur zweispännig, mehr dem Consistorialrathe entsprechend, hüllte sich in einen Mantel und fuhr ganz allein nach Wiesenau.

X.

Von dem schwarzverhüllten Leichenwagen wurde am Nachmittage vor dem Thore des jüdischen Todtenackers nahe der Residenz von der Heiligen Gesellschaft ein schlichter Sarg herabgehoben und an die Begräbnißstätte getragen, wo alle müden Leiber Ruhe und Frieden finden, wie hart und stürmisch auch das Leben und wie verschieden auch der Glaube gewesen sein mag.

Hinter dem Sarge her schritt die würdige Gestalt des alten Tammers. Sein Haupt war gesenkt und sein langer weißer Bart bedeckte den Todtenriß auf der rechten Seite seines langen schwarzen Gewandes. Neben ihm schritt eine in schwarzem Schleier dicht verhüllte Dame.

Niemand von der Heiligen Gesellschaft und der Trauerbegleitung kannte die Dame. Aber auch nur

wenige kannten den hinter der räthselhaften Leiche einherschreitenden Greis, und diese waren am meisten erstaunt, als er die drei Schaufeln voll Erde in das Grab hinabgeworfen hatte und dann mit klarer, fester Stimme das „Hazor tamim poalo“, darauf das „Secher ki opher anachnu“ betete, dann zur Pforte schritt, dort die Hände dreimal mit Wasser übergoß, dabei die schwerbedeutenden Worte aus 5 Mose 21, 7 und 8 sprach und allein mit der schwarzverschleierten Dame auf einem Nebenwege vom Todtenacker sich entfernte.

Schweigend ging der alte Tammer mit Josepha um die Vorstadt herum in das Innere der Stadt, wo schon die Dunkelheit hereingebrochen war und die Gaslampen durch den trüben Nebel schimmerten.

Als er in der vorigen Nacht Josepha ohnmächtig auf dem Sterbelager gefunden und in ihrem Zimmer zum Bewußtsein zurückgerufen hatte, war kein Laut des Schmerzes über seine Lippen gekommen, und auch Josepha hatte mit jener unsaglich starken Resignation der elastischen Frauennatur kein Wort der Klage ertönen lassen. Der Tammer hatte sofort in der Nacht den Knecht mit einem Schreiben an den Vorstand der Heiligen Gesellschaft zur Residenz

geschickt und alle Anstalten zum Begräbniß des Todten nach strengem jüdischen Ritual getroffen. Er machte Josepha weder die geringste Andeutung, wer der Todte ihm gewesen sei, noch kam irgendein Wort des Trostes für Josepha über seine Lippen.

Als aber um Mittag der Leichenwagen vor der Tammerei erschien, da trat Josepha, ohne ein Wort zu reden, mit fester Entschlossenheit an die Seite des alten Tammers, um mit ihm hinter dem Leichenwagen den zwei Meilen langen Weg zum Todtenacker der Residenz zurückzulegen.

Lautlos, wie beide der Leiche gefolgt und vom Todtenacker gegangen waren, schritt Josepha jetzt an der Seite des alten Tammers in die Stadt hinein. Sie wußte nicht, wohin er sie führe und was er mit ihr wolle. Aber sie folgte ihm willig durch die Straßen und stand — vor ihres Vaters Hause.

Vor der Schwelle faßte er ihre bebende Hand, öffnete mit festem Griffe die Hausthür, schritt mit Josepha über den Hausflur, fragte den entgegentretenden Hausdiener nach Herrn Mair Leb Jonah, wies den Bedienten, welcher links in die Thür des Zimmers nach dem Garten gehen

wollte, zurück, trat mit Josepha ein und schloß die Thür hinter sich.

Sie befanden sich in einem großen dunkeln Vorzimmer. Gradeaus schimmerte ein Lichtstrahl durch die nur angelehnte Thür. Der Tammer führte Josepha fest und sicher zum Sofa, drückte sie fast gebieterisch in dasselbe hinein, klopfte an die angelehnte Thür, trat sogleich ein, schloß die Thür hinter sich und ließ Josepha allein zurück im dunkeln Vorzimmer.

In der Ecke links von der Thür des durch eine Ampel von der Decke herab erleuchteten Zimmers saß auf einem kleinen Kanapee hinter einem runden Tisch der Bankier Mair Leb Jonah. Seine Gestalt hatte nicht das Imponirende und Gebietende, welches den Eintretenden so besonders auszeichnete. Seine Statur, als er sich vor dem eintretenden Fremden erhob, war vielmehr nur die eines Mannes von mittlerer Größe. Sein Haupthaar um den kahlen Schädel und sein kurzgeschnittener Bart war schneeweiß, die Züge, wenn auch edel, doch eingefallen und tief gefurcht und das Haupt senkte sich matt vornüber, als ruhe eine schwere Last von Sorgen auf dem Greise.

Sein Befremden über den ungemeldeten Eintritt des Mannes schwand sofort, als sein Auge über die imponirende Erscheinung des Fremden glitt und als dieser ihn mit dem hebräischen Gruße anredete: „Schalom lecha!"

„Lecha scholem" — war seine ernste Erwiderung.

Beide Männer standen lautlos einander gegenüber und ließen den prüfenden Blick lange Zeit aufeinander haften, wie wenn beide sich in alte Erinnerungen versenkten. Beide schienen Einen Gedanken zu haben und mit fragendem Blicke den andern zum Ausdruck dieses Gedankens auffordern zu wollen, der beide innig zusammenführen mußte.

Endlich ergriff der Bankier Jonah die Hand des Eingetretenen, führte ihn zu dem im Hintergrunde des Zimmers stehenden größern Sofa und fragte mit mildem Tone nach Person und Begehren des Ankömmlings.

„Ich bin ein Sohn Israels und komme wie der Prophet zu sprechen: «Schauet doch und seht ob irgendein Schmerz sei wie mein Schmerz, der mich getroffen hat. Denn der Herr hat mich voll Jammers gemacht, am Tage seines grimmigen Zornes.»"

„Fürchte dich nicht, du Jakob, mein Knecht, spricht der Herr, denn ich bin bei dir. Ich will dich züchtigen mit Maße, auf daß ich dich nicht ungestraft lasse“, erwiderte der Bankier Jonah in ruhigem tröstenden Tone mit den Worten desselben Propheten.

Mit liebevoller Theilnahme blickte der Bankier dabei auf den alten Tammer, welcher die Arme auf die Knie gestützt hatte und das Gesicht in den Händen barg. Er beobachtete ihn lange Zeit und bat ihn dann mit sanfter Stimme, indem er leise seine Hand faßte, sich zu sammeln und mit der Würde und dem Vertrauen eines Mannes zu reden, welcher gekommen sei, um Trost zu suchen, welchen er sich aber nicht selbst verkümmern dürfe, wenn er sich nur in seinen dumpfen Schmerz versenke, ohne den Grund zu offenbaren.

Lebhaft richtete sich der Tammer bei der Berührung des Bankiers auf. „Der Herr hat gethan“ — sprach er — „was er vorhatte; er hat sein Wort erfüllet, das er längst zuvor geboten hat; er hat ohne Barmherzigkeit zerstört; er hat den Feind über mir erfreuet und meiner Widersacher Horn erhöhet.“

Ergriffen vom tiefen Schmerz des alten Mannes,

bat der Bankier ihn nochmals, sich zu fassen und nicht an des Höchsten Barmherzigkeit und Gnade zu verzweifeln, sondern als Sohn des Volkes der Verheißung vertrauensvoll mitzutheilen, was sein Herz so schwer belaste. Denn auch auf ihm liege des Herrn Hand schwer danieder, und auch er wisse jeden gerechten Schmerz zu würdigen.

Der Jammer schien über die unverhohlene Kundgebung seines verzweifelten Schmerzes beschämt zu sein. Er nahm eine aufrechte, fast stolze Haltung an. Sein Blick war auf den Bankier gerichtet und gewann einen ruhigern Ausdruck. Dann ließ er den Blick im Zimmer umherschweifen. Es war ganz genau so eingerichtet wie das Zimmer draußen bei ihm auf der Heide. Seine Gedanken schweiften weit zurück in seine Jugendzeit und kamen dann zurück auf den Gast, denn er draüßen unter seinem Dache beherbergt hatte und den er jetzt hier im Vorzimmer in banger angstvoller Erwartung harren ließ. Er bewältigte seinen Schmerz und begann zur Ueberraschung des mit der regsten Aufmerksamkeit lauschenden Bankiers seine Rede mit der Ruhe eines Mannes, welcher nicht seine eigene, sondern die Geschichte einer dritten Person erzählt.

Die Geschichte des Tammers war wie die Geschichte eines jeden Menschen, der nach Erkenntniß gerungen und dabei schwer an den Mühseligkeiten des menschlichen Lebens zu tragen gehabt hat. Wer eine solche Geschichte durchlebt, wer mit solchem glühenden Eifer gestrebt und mit so bitterm Schmerz gerungen hat: der fühlt es tief, mit wie vielem Herzblut alles das erkauft werden muß, was der Fremdling eines mühseligen Lebens höchstens als interessante Lebenserfahrungen auffaßt und wie ein Schaugemälde allerdings der Betrachtung und kritischen Sichtung werth hält. Im Kämpfen und Ringen fliegt die helle Siegesfreude dem Sieger zu und begleitet ihn auf seinem raschen stolzen Zuge, während das Mitleid mit dem Verwundeten, der verlassen am Boden liegt, dem Barmherzigen, der sich zu ihm neigt, doch auch ein Druck und dem Verwundeten selbst bei aller tröstlichen Erquickung doch auch eine schwere Last ist. Wenn ein siebzigjähriger Greis seine Leidensgeschichte erzählt, so verkündet sein weißes Haar immer dazwischen, daß eine lange Zeit vergangen ist und daß die offenen Wunden geheilt sind wie heiß auch noch immer die alten Narben brennen. Die Geschichte des alten Tammers bleibt unver=

loren, wenn sie auch heute nur noch als dürftige Skizze erscheinen darf. Aber wenn wir über die Greuel aller frühern Jahrhunderte entrüstet den Stab brechen, so hat doch auch die Geschichte des alten Tammers genug Greuel gerade an der Hochcultur des vorgeschrittenen neunzehnten Jahrhunderts aufzuweisen.

Der Tammer war der Sohn eines armen Rabbiners in einem kleinen böhmischen Ort gewesen und hatte von seinen frommen liebevollen Aeltern eine treffliche Erziehung erhalten. Er war bestimmt, gleich seinem würdigen Vater Lehrer und Priester in Israel zu werden, als in seinem sechzehnten Lebensjahre beide Aeltern rasch hintereinander starben. Der mit seltenen Geistesgaben und für sein junges Alter mit außerordentlich reichen und tiefen Kenntnissen ausgerüstete Jüngling wurde durch den Einfluß wohlhabender Verwandter bestimmt, das Studium der Medicin zu ergreifen, in der er sich sehr bedeutende Kenntnisse und große Geschicklichkeit erwarb, sodaß er nach vollendeten Studien in einer bedeutenden Stadt Deutschlands eine große Praxis, einen ausgezeichneten Ruf und sehr bald ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb.

Die große Innigkeit seines durch die trefflichste und liebevollste Erziehung seiner Aeltern gepflegten Gemüths hatte eine tiefe Sehnsucht nach Liebe in seiner Brust geweckt. Er fand diese Sehnsucht nicht im Mosaischen Gesetz gestillt. Zwischen der sinaitischen Offenbarung und dem Volke Israel sah er immer den klugen und gewaltigen Gesetzgeber und Heerführer stehen und zitterte vor dem allgewaltigen Gott dieser Offenbarung, während er nach seiner tiefen Gottesempfindung und nach seinem geklärten Gottesbewußtsein den Menschen selbst als die höchste Offenbarung Gottes erkannte, für den es eine Vollendung durch Erlösung, eine Vereinigung mit Gott geben mußte.

Er blieb Jude. Das Judenthum war das Erbtheil, das seine Aeltern ihm hinterlassen hatten, dies Erbtheil war ihm heilig und mit aller Pietät suchte er es sich zu erhalten, wiewol kaum irgendjemand die Mahnung des großen Dichters so tief wie er empfinden konnte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Ob noch viele andere so rangen wie er, um zu erwerben, was von den Vätern ererbt war, danach fragte er nicht: sein Kämpfen und Ringen blieb im tief-

sten Innern seiner Brust verschlossen. Er war nur Arzt, und seine ärztliche Hülfe erstreckte sich auf arm und reich ohne Unterschied, weß Glaubens der Kranke auch sein mochte. Im Ringen nach dem Erwerb seines väterlichen Erbes, das er nicht besitzen konnte, versagte er sich auch das schönste häusliche Glück, da er fühlte, er habe kein Erbtheil zu vererben.

So hatte er schon das vierzigste Lebensjahr überschritten, als seine äußerlich ruhigen und glücklichen Lebensverhältnisse eine ebenso rasche wie unerwartete Wendung nehmen sollten. Die Nichte eines katholischen Geistlichen von ebenso bedeutender Stellung in der Kirche wie von großem politischen Einfluß war schwer erkrankt und von den herbeigerufenen Aerzten aufgegeben worden. Der tiefe Schmerz über den drohenden Verlust der einzigen Tochter eines geliebten Bruders überwand den confessionellen Hochmuth. Der „heidnische" Arzt ward zur Hülfe gerufen, um auch das letzte verzweifeltste Mittel der Rettung nicht unversucht zu lassen.

Obschon mit Stolz und Mistrauen am Bett der Todkranken angesehen, erkannte der scharfsichtige Arzt, daß und wie Hülfe möglich sei. Die Kranke

wurde in unerwartet kurzer Zeit unter den Händen des Arztes gerettet, und dieser dann mit ebenso reichem Lohne wie mit geringschätzigem Hochmuth entlassen.

Wer kann den wunderbaren Zug des menschlichen Herzens ergründen? Die Kranke, die Katholikin, die Nichte des streng gläubigen, starr confessionellen Priesters, hatte zu ihrem Lebensretter, dem Arzte, dem skeptischen Juden, eine tiefe glühende Neigung gefaßt. Der Arzt hatte zwar mit großem Interesse auf seine Patientin geblickt, aber erst dann wurde er sich mit Ueberraschung inne, daß sie ihm nicht gleichgültig war, als sie auf Anlaß ihres Oheims einem berühmten Maler gesessen und dieser mit seinem Meisterpinsel sie in der vollen Schönheit einer verklärten Heiligen auf die Leinwand gemalt hatte.

Gerade die größten Hindernisse, die strengste Geschiedenheit mußten auch hier die vollständige Ueberwindung zur Folge haben. Geständniß und Besitz waren rasch folgende Momente, und wie geheim der räthselhaft geschlossene Bund und sein Glück gehalten und genossen war: die Geburt eines Sohnes offenbarte das Geheimniß, kostete der Mutter das

Leben und bedrohte die persönliche Sicherheit des Vaters. Er mußte fliehen vor der eigenen Gemeinde, welche mit bitterm Haß ihn, den Abtrünnigen, der mit einer Christin gesündigt, verfolgte; er mußte fliehen vor dem grenzenlosen Zorn des rachsüchtigen Oheims, dessen Verfolgung mehr als einmal seine persönliche Freiheit, ja sogar sein Leben in Gefahr brachte. Seine Flucht und sein Versteck wurde ihm erschwert durch den Besitz des theuersten, was er auf Erden noch besitzen konnte. Mit einer großen Summe hatte er die Amme bestochen, ihm seinen Sohn auszuliefern, als dessen Räuber man ihn dann öffentlich verfolgte. Kaum fand er einen heimlichen Ort, um seinen Sohn in den Bund Israels mit dem Ewigen weihen zu lassen, als das auf der Brust des Kindes befindliche auffallende Muttermal, welches in den Steckbriefen genau bezeichnet war, erkannt wurde. Die Verfolgung ließ ihm keine Ruhe, bis er tief in Böhmen an dem Ort seiner eigenen Geburt unter fremdem Namen sich niederließ und seinen Sohn mit Sorgfalt als Juden erzog. Aber die Verfolgung des Hasses und der Rache ruhte nicht: der zwölfjährige Knabe war eines Abends, als der Vater von einem Patienten zurückkehrte,

geraubt worden und spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergeblich.

Aber auch seine eigene persönliche Sicherheit war gefährdeter als je. Von neuem mußte er fliehen von Ort zu Ort, unablässig verfolgt vom Haß der Christen und Juden, bis er endlich vor sechzehn Jahren in der öden Haide, in der verlassenen Abdeckerei, mit dem Reste seines Vermögens sich seine letzte Zuflucht erkaufen und sich vor der Welt sicher verbergen konnte.

Mit dem ganzen ungeheuern Schmerz und Wehe der lebhaftesten Erinnerung hatte der Tammer seine Geschichte erzählt und über seinen eigenen überwältigenden Schmerz kaum die große schmerzliche Theilnahme wahrgenommen, mit welcher der Bankier ihm zuhörte. Er hatte nicht beachtet, mit wie vielen Ausrufen und Trost- und Segensworten der Zuhörer seine hochtragische Erzählung begleitet und wie oft dieser die Hände gerungen und an seine Brust geschlagen hatte.

Als der Tammer geendet hatte, ließ er das Haupt auf die Brust sinken und sah stumm vor sich hin, ganz das ergreifende, ehrwürdige Bild tiefer Seelentrauer. Er sah nicht, wie der neben ihm

sitzende Bankier aufgestanden war und mit kräftig erhobenem Haupte und mit wunderbarem Leuchten des weit geöffneten Auges auf ihn herabblickte. Der Bankier faßte seine beiden Hände und fragte mit bebendem Tone: „Sie hatten auch einen Bruder?“

Der Ton ging dem Tammer durch Mark und Bein: er blickte in die Höhe, und als ob der Blick des Fragenden ihn zu sich hinaufzöge aus dem tiefen bittern Schmerz seiner Seele, ergriff auch er fest die Hände des vor ihm Stehenden, ließ das große leuchtende Auge auf dem seinigen haften, richtete sich auf und sprach mit innigem und festem Tone:

„Ja, ich hatte einen Bruder, als ich meine Aeltern vor vierundfunfzig Jahren begrub —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Fester schlossen beide die Hände ineinander und blickten einander in das Auge, um es ganz zu sättigen mit der vollen sichern Empfindung dessen, was der andere ihm war. Dann aber erhob der Tammer mit gewaltigem durchdringenden Tone seine Stimme:

„Mair Leb Jonah Bar Jehuda Harabbi Abenu: die Tochter meines Volkes schreiet aus fernem Lande her: Will denn der Herr nicht mehr

Gott sein zu Zion? Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und uns ist keine Hülfe gekommen. Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt da? Warum ist die Tochter meines Volks nicht geheilet?"

Laut schluchzend sanken die Greise einander in die Arme und dann kraftlos in das Sofa hinab. Lange, innig und keines Wortes fähig hielten sie sich umschlungen.

„O mein geliebter Bruder Zadik" — unterbrach der Bankier das Schweigen — „meine Augen fließen mit Thränen Tag und Nacht und hören nicht auf; denn die Jungfrau, meine Tochter, die Tochter meines Volks, ist im Elend und geschlagen und voll Jammers! — O Josepha! Josepha! — Tochter meiner geliebten Rebekka! Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Beine! Ich erkenne unserer Väter Missethat und habe gesündigt wider den Herrn!"

Da öffnete sich die Thür und mit hellem Schrei, wie das Jauchzen der Seele, die zum ewigen Himmel hinanfliegt, stürzte Josepha herein zu den Füßen des Vaters und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

Starr blickte der Greis herab wie auf eine trügerische Vision, — aber es war sein Kind, seine Josepha, seine verstoßene Tochter! — Matt und kraftlos neigte er sich vornüber, streckte starr die Arme vor sich hin und glitt auf die Knie herab zu seiner Tochter.

Da richtete der Tammer die Liegende vom Boden auf und legte sie gegen des Vaters Brust, breitete verklärt die Hände gen Himmel und sprach: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, von Ewigkeit zu Ewigkeit, und alles Volk spreche: Amen, Halleluja!“

XI.

Mit großem Behagen rollte der „Obercommandeur
)es Corps der Nachtwache“ dahin auf der Chaussee
ıach Wiesenau. Er hatte sich wohlig in seinen
Mantel gehüllt, die Beine bequem auf den Vorder-
itz gestreckt und holte mit aller Gemächlichkeit
ine Cigarre aus der großen englischen Cigar case
vith side spring, welche er auf seinen Reisen mit-
unehmen niemals vergaß. Erst jetzt kam er zur
ichtigen Besinnung und konnte sein ganzes Glück
nit Muße überdenken und große nachtstrategische
Plane entwerfen. Er hatte eigentlich heute Abend
in fröhliches Familienfest feiern wollen: aber mor-
jen war ja auch noch ein Tag und gerade morgen wurde
a seine Ernennung im Staatsanzeiger bekannt gemacht
ınd damit und durch die Glückwünsche seiner Freunde
nußte die Sache doch erst recht feierlich und festlich

19*

werden. In heimlicher Freudigkeit lüftete er einigemal seinen Mantel auf der Brust und deckte ihn mit rührender Sorgfalt wieder über, sobald der Orden beim Hinleuchten mit der glimmenden Cigarre einen blitzenden Strahl von sich geworfen hatte. Beim Pferdewechsel ließ er den anwesenden Posthalter rufen, begrüßte ihn nachlässig mit zurückgeworfenem Mantel heute zum zweiten mal, knüpfte ein langes, sehr gleichgültiges Gespräch an, bis endlich der Posthalter den Orden bemerkte, und beantwortete dessen frohen Glückwunsch mit frostigem Achselzucken und der Bemerkung: „Ich konnte ja nicht anders; ich mußte ihn nehmen.“

Am heutigen Tage sollte aber alles ganz anders kommen, als die Betheiligten hier und dort erwartet hatten. So ging es auch zunächst im Hause des Geheimen Regierungsraths, wo auf die ganz unschuldige Veranlassung des Assessors, gerade während seines Verweilens im Hause des Obercommandeurs der Nachtwache, ein Ereigniß eingetreten war, von dessen Plötzlichkeit sogar selbst die dabei am meisten Betheiligten heute auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatten.

Nach den vielen Anstrengungen der letzten Tage

und Nächte hatte der Geheime Regierungsrath den Professor Brauer, den Dr. Schwarz und den Assessor zu einem kleinen gemüthlichen Familiendiner eingeladen, das wie gewöhnlich auf fünf Uhr festgesetzt war. Der Assessor, durch die glücklichen Erfolge des Tages in eine sehr heitere Stimmung versetzt, hatte heute zeitiger als sonst seine Arbeiten abgebrochen und fand sich schon vor halb fünf Uhr beim Geheimen Regierungsrath ein, wo er indessen nur Hedwig im Wohnzimmer allein antraf.

Mit einer Freiheit und Unbefangenheit, welche noch niemand an ihm der jungen Dame gegenüber beobachtet hatte, warf der Assessor sich nachlässig und bequem in einen Lehnstuhl und genügte in seiner unbefangenen und lebhaften Weise der Aufforderung Hedwig's, einiges von den Erlebnissen der letzten Tage zu erzählen.

Voll Aufmerksamkeit und Theilnahme lauschte Hedwig der Mittheilung so [illegible]ter und auch wieder so seltsamer Begebenheiten. Sie hatte sich neben den Assessor gestellt und lehnte in traulicher Weise gegen seinen Stuhl, indem sie beim aufmerksamen Zuhören den Kopf leicht zu ihm herabneigte.

Inzwischen war, von inniger Sehnsucht getrie-

ben, auch schon der zweite Gast, Dr. Schwarz, gekommen, welcher nicht nur alle Mühseligkeiten und schweren Erlebnisse der vergangenen Nacht im Hause des Commerzienraths Marner mit dem Assessor getheilt hatte, sondern auch unmittelbar darauf noch den arg mishandelten Paßschreiber verbunden, dann die ganze gefangene Gaunerbande untersucht und darauf seine vielen Krankenbesuche gemacht hatte. Er fühlte sich sehr angegriffen und sah heute ungewöhnlich bleich aus. Doch wußte er ja, durch welchen Anblick er heute für alle Mühseligkeiten entschädigt werden sollte.

Er hatte an die Thür des Vorzimmers gepocht und war sogleich eingetreten, ohne gehört worden zu sein. Die Fußdecke im Vorzimmer dämpfte seinen Schritt, als er gegen die nur angelehnte Thür des Wohnzimmers trat.

Wie gelähmt blieb er stehen, als er den Assessor in bequemer und unbefangener Weise im Lehnstuhl zurückgelegt und zur Seite in vertraulicher Haltung Hedwig erblickte, welche am Schluß seiner Erzählung ihm mit der kleinen Hand das Haar von der Stirn zurückstrich und voll inniger Theilnahme sagte: „Armer Hugo, was mußt du gelitten haben!“

Tändelnd streichelte und küßte der Assessor Hedwig's Hand, sprang dann aber eiligst auf und entschuldigte sich, daß er noch vor Tische einen vergessenen Auftrag an den Polizeicommissar Mondaу nachzuholen habe, daß er jedoch mit der Droschke noch vor Beginn des Essens zurück sein werde.

Eilig stieß er die Thür zum Wohnzimmer auf und prallte auf den unbeweglich und todbleich dastehenden Arzt. Weit mehr jedoch erschrocken über das bleiche Ansehen als über die völlig unerwartete Begegnung des Freundes fragte er theilnehmend nach seinem Befinden und führte den willenlos und mechanisch folgenden Arzt an der Hand zu Hedwig hinein, indem er ihn mit kurzen Worten als den treuesten Freund und Anhalt in der Bedrängniß der verwichenen Nacht bezeichnete.

Unbefangen und eilig verließ er das Zimmer.

Als er aber nach einer halben Stunde von der Wohnung des Commissars Mondaу zurückkehrte und mit voller Unbefangenheit das Wohnzimmer Hedwig's wieder betrat, fand er seinen Freund, den Arzt, noch immer mitten im Wohnzimmer stehen, wo er ihn verlassen hatte.

Der Arzt schien ihm jetzt aber noch angegriffener

zu sein als vorher. Blässe und Röthe wechselten auf seinem Gesicht und der Mund, der sich gern zu einem Wort geöffnet hätte, zuckte lautlos zusammen. Nur sein Auge sprach mit wunderbar beredtem Ausdruck. Denn es ruhte in Hedwig's Auge, welche in seinen Armen lag und stumm und still mit aller Liebe und mit allem Glauben zu ihm auf und in sein Auge schaute.

Der Assessor fragte nicht, wie das gekommen war; er sah ja, daß es gekommen war.

Der Geheime Regierungsrath lehnte tief bewegt am Fenster. Der überraschte Assessor flog mit freudigem Ausruf an dem glücklichen Paare vorbei auf den Geheimen Regierungsrath zu, faßte ihn ohne Umstände kräftig in die Arme und küßte ihn herzhaft. Dann zog er ihn ohne weiteres stillschweigend in das anstoßende Speisezimmer.

Aber auch im düstern Polizeigebäude unter den Constablern, welche sämmtlich über die glückliche Wendung der Dinge in frohe Aufregung versetzt waren, sollte der Nachmittag und Abend einen wenn auch weniger freudigen, doch durchaus unerwarteten Verlauf nehmen. Der Wachtmeister Brottig war für sein edelmüthiges und aufopferndes Verfahren

den Constablern gegenüber und zu Ehren seiner glänzenden Erfolge der vorigen Nacht schon um Mittag durch eine feierliche Deputation begrüßt und zu einem Abendfest in der Schmire eingeladen worden. Er hatte wohlwollend zugesagt, weshalb denn auch großartige Sammlungen für die Herbeischaffung aller Surrogate zu einer prächtigen „Simche“ gemacht wurden. Der Dienst wurde heute mit möglichster Behendigkeit abgethan, wozu ganz besonders die Abwesenheit des verhaßten Alten vom Stuhle beitrug. Dieser hatte sich über den ihm wegen der eigenmächtigen Beurlaubung des Paßschreibers Kränzel gewordenen Verweis so heftig geärgert, daß er zu Hause das Bett hüten mußte. Der lauernde Kränzel selbst war schwer verwundet ins Krankenhaus geschafft worden. Mondah war wieder nach Wiesenau gefahren und Enders war ausdrücklich für heute vom Dienste dispensirt worden. So konnte denn die Feierlichkeit schon um acht Uhr ihren Anfang nehmen, und alle zahlreichen Gäste hatten sich unbefangenen Muthes versammelt, ohne sogar den alten heiligen Lorenz rechtzeitig auf seiner Telegraphenstation zu inthronisiren.

Während vorderhand sich die Genüsse nur

auf das Rauchen „echter importirter Havañacigarren" — nach Bouquet und transatlantischer Herkunft äußerst zweifelhaft — beschränkten, sollte die gemüthliche Versammlung sehr bald die Vernachlässigung der bisher geübten Vorsicht bereuen, da der Commissar Enders ganz unerwartet aus dem Zimmer der Commissare in die Schmire trat und dort die ungewöhnlich große Menge diensteifriger Constabler vorfand.

Erschrocken über die durchaus ungeahnte Ankunft des Commissars sprangen die Constabler auf und nahmen die streng dienstliche Haltung an, wobei alle heimlich mit gespitztem und beweglichem Munde unter dem Schnurrbart weg sich bemühten, den dicken Cigarrenqualm im Locale durch Blasen zu zerstreuen, der mindestens um diese frühe Zeit hier noch keine Heimatsberechtigung hatte. Die Verlegenheit der Anwesenden wurde jedoch rasch beseitigt, als der Commissar Enders mit wohlwollender Miene seine Freude ausdrückte, die Constabler gerade in diesem Augenblick zahlreicher versammelt zu sehen, als er dies heute für den Dienst habe erwarten können.

Im dienstlichen Tone beauftragte er sofort den Wachtmeister Brottig, alle Polizeibeamte aus den

Bureaux und von der Nachtwache und alle disponiblen Constabler und Unterbeamte zu morgen Mittag präcise zwölf Uhr in das große Audienzzimmer zu bescheiden, um bei der Einführung des neuen Polizeidirectors, Herrn Dr. jur. Hugo von Mühlenheim — Neffen des Geheimen Regierungsraths — und bisherigen Assessors Müller, setzte Enders eigenthümlich betonend und lächelnd hinzu — gegenwärtig zu sein.

Ein donnerndes Hoch auf den neuen Polizeidirector folgte unmittelbar auf diese Worte und brach nicht eher ab, als bis Enders wiederholt mit der Hand winkte und freundlich fortfuhr, es würden Morgen noch mehr Beförderungen stattfinden; heute seien schon zwei davon bekannt geworden: der Commissar Monday sei zum Obercommandeur der Nachtwache, er selbst aber zum Oberpolizeicommissar befördert und ebenso wie Monday decorirt worden.

Ein endloser Jubel brach bei dieser Nachricht aus. Alle Constabler drückten mit stürmischer Freude dem beliebten und hochgeschätzten Vorgesetzten die Hand und baten um fernere Erhaltung seines Wohlwollens, sodaß Enders wiederum mehreremal mit der Hand winken mußte, ehe er das Wort wie-

dergewinnen konnte. Dann aber, als die Ruhe wiederhergestellt war, verkündete er mit freudig bewegter Stimme, daß der, wie er wisse, von allen auf das innigste verehrte und geliebte Dr. Schwarz heute Abend seine Verlobung feiere mit Fräulein Hedwig von Mühlenheim, der jüngsten Tochter des Herrn Geheimen Regierungsraths.

Ein wahrhaftes Getümmel entstand unmittelbar nach diesen Worten. Denn der Oberpolizeiarzt war in der That bei allen Beamten, hoch und niedrig, beliebt und verehrt und war vielen Constablern nicht allein der treue helfende Arzt, sondern auch noch oft in manchem schweren Familienleid der menschenfreundliche Fürsprecher und Helfer mit Rath und That gewesen.

Enders winkte den Wachtmeister beiseite und entzog sich den rückhaltslosen Freudenausbrüchen, indem er mit Brottig in sein Zimmer zurücktrat und nach einigen besondern Aufträgen an diesen sich heimlich aus dem Gebäude nach Hause entfernte.

Inzwischen wurde nach Weggang des Obercommissars eine Cigarre nach der andern wieder in Brand gesetzt, und der olympische Duft kräuselte wieder in dichten lustigen Wolken empor, als die

Thür aus dem Zimmer der Commissare sich wieder öffnete und der Wachtmeister mit gehobener streng dienstlicher Miene hereintrat, welche mit der vorhergängigen jovialen und kameradschaftlichen Weise erheblich contrastirte und einigen sogleich unangenehm auffiel.

„Stillgestanden! — Achtung! Fest! —“ commandirte er mit markiger Stimme. Dann begann er mit gehobenem Tone buchstäblich folgende in den Annalen der Polizei und Toasterei unvergeßliche Rede:

„Kameraden! — Freunde! — So sehr ich auch euere liebenswürdige Gesinnung gegen mich, und die Zweckmäßigkeit der heutigen freundschaftlichen Versammlung zu schätzen weiß, so offen muß ich doch bekennen, daß der Zweck unserer heutigen Versammlung wegfällt und nur die Mäßigkeit übrigbleibt.“

Die Constabler sahen bei dieser dunkeln Rede einander verdutzt an und bemerkten nur an dem mühsam unterdrückten Zucken der Mundwinkel des Redners, daß er nach gewohnter Weise witzig sein wollte. Der Wachtmeister fuhr unbeirrt fort:

„Diese Mäßigkeit kommt uns zugute, wenn wir mit ihr einen andern höhern Zweck verbinden, der

uns sogar zur Pflicht gemacht ist und den wir daher mit Mäßigkeit verfolgen müssen."

Wieder das verdutzte Ansehen der Constabler und das mühsam unterdrückte selbstgenügsame Lächeln des Redners, der ringsherum nach dem Eindruck seiner Rede spähte und fortfuhr:

„Da ich bisher der Zweck war, aber weggefallen und also zwecklos bin, so erkläre ich für die höchste Zweckmäßigkeit dieses Abends den neuen Herrn Polizeidirector und den Herrn Oberpolizeidoctor mit hochdessen seiner bräutlichen Geheimer Regierungsrathstochter. — Sie sollen leben, blühen und gedeihen wie die Cedern auf Libanon! — Hoch!"

„Hoch! — Hoch! —" tönte es von den Lippen aller Constabler, von denen keiner wußte, wohinaus Rede und Sache laufen solle, bis zur großen Ueberraschung, aber auch zum vollkommen klaren Verständniß aller, der Wachtmeister eine Hand voll Kassenscheine aus einem Papiercouvert herauszog und in kaltem ruhigen Tone den einen Constabler mit unerhört großen und gewählten Aufträgen an den Hofweinlieferanten, den andern zur Garküche, den dritten sogar zum Delicatessenhändlern und den vierten zum Cigarrenhändler schickte, um „einen ganzen

Protzkasten voll feiner Patronen an Stelle der hier importirten Vorpostencigarren" herbeizuholen.

So rasch war noch nie „eine Verbrecher zu Stande gebracht", wie die wienerische Polizei sagt, als das üppige Abendessen mit allem Zubehör und Getränk in die Schmire gebracht wurde. Ging auch das Abendessen nicht über kalte Küche hinaus; war das Getränk auch nur anständiger trinkbarer Wein und die Cigarren nur eine gute Mittelsorte: so waren doch solche Genüsse keinem Constabler und am allerwenigsten hier in der Schmire geboten worden, und das Anständige in der Beschaffenheit der Genüsse brachte auch jene ungewohnte fast unbehagliche feierliche Zurückhaltung hervor, welche alle Zweckessen bis zum Eintritt der überwiegenden Wirkung des Getränks charakterisirt. Aber mit dem Abräumen der Speisen machte denn auch der Wein seine volle Herrschaft geltend, und zahlreiche Toaste flogen hin und her. Alle fanden sich selbst und den kameradschaftlichen Ton wieder. Die bunten Abenteuer der vergangenen Nächte wurden erzählt und lebhaft discutirt.

Schon lange war die Mitternachtsstunde vorüber, und alle hatten geschaudert bei den Erzählungen

von den Abenteuern im Walde und in der Mechulle, besonders aber bei der Erzählung von dem entsetzlichen Feuertode des Tammerfriedel, als zu aller Ueberraschung nochmals der Obercommissar Enders durch die Hauptthür eilig eintrat und den Wachtmeister Brottig aufforderte, mit einem kleinen Commando und den nöthigen Krankentransportmitteln sofort an den Bahnhof zu gehen, um mit einem Extrazuge den Tammerfriedel, welcher nach einem soeben von der Station Altendorf angelangten Telegramm schwerverwundet in der Oberförsterei liege, sofort zur Residenz zu schaffen.

Erstaunt blickten alle Constabler auf den Obercommissar. Keiner traute seinen Ohren. Soeben war von Augenzeugen das schauerliche Ende des Tammerfriedel in den Flammen und seine letzten Flüche und Verwünschungen erzählt worden, und jetzt sollte der furchtbare Verbrecher doch noch am Leben sein? — Alle Anwesenden, die nicht durch Dienst gebunden waren, baten und erhielten Erlaubniß, das neue Abenteuer mitzumachen. Kopfschüttelnd flüsterte aber der Constabler Pipp seinem nächsten Kameraden zu, „er habe es immer gesagt, daß der Tammerfriedel schuß- und feuerfest und ein Salamander sei“.

Es war nachts halb zwei Uhr, als der Assessor oder vielmehr der neue Polizeidirector mit dem Oberpolizeiarzt Dr. Schwarz, in schützende warme Kleider gehüllt, auf dem Perron des Bahnhofs Hand in Hand und im herzlichen Freundesgespräch hin- und herschritt, während hinter die zischende Locomotive und den Personenwagen noch ein Krankentransportwagen angeschoben und befestigt wurde.

Der Assessor hatte heute Abend vom tiefbewegten Arzte erfahren, weshalb und wie es bei seinem Weggange vor Tische zu einer Erklärung zwischen Hedwig und ihm gekommen war. Das offene Bekenntniß der langen bittern Qualen der Eifersucht hatte jetzt dem Assessor manches frühere Erlebniß klar gemacht, nun aber auch das Vertrauen zwischen beiden jungen Männern dauernd befestigt, da jeder von ihnen stets nach der Freundschaft des andern gestrebt und doch immer noch nicht eine vollkommene Verständigung erreicht hatte. Aus Hedwig's Munde hatte der verzweifelnde Arzt erfahren, daß der Assessor ihr allernächster Verwandter sei, aus des Assessors Munde hatte er gehört, daß dieser, um eine genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse zu gewinnen, seit den sechs Monaten seiner Anwesenheit

ein strenges Incognito bewahrt hatte, damit er in der Stellung, zu welcher er berufen war, überall mit vollkommener Unabhängigkeit und Sicherheit zur Beseitigung der vielen schreienden Uebelstände hineingreifen könne. Beide fühlten jetzt, wie viel jeder am andern gut zu machen habe, und wenn sie auch kaum vor einer Stunde im Hause des Geheimen Regierungsraths sich getrennt hatten, und wenn auch jetzt wieder nur ein Verbrecher es sein mußte, der den Anlaß zu ihrer raschen Wiederzusammenkunft gab: so war es doch beiden erfreulich, daß sie jetzt schon wieder zusammentrafen.

Die Telegraphenglocken tönten in heller Quinte und Terz durch das Dunkel. Die rothen Signallaternen flogen auf und deuteten wie Blutzeichen den Weg an, der zum Verbrecher führte. Die Mannschaft mit dem Oberpolizeicommissar Enders und dem Wachtmeister Brottig war bereits in die letzten Coupés eingestiegen. Die Freunde nahmen ihren Sitz im Vordercoupé, und mit grellem Pfiff keuchte der Zug in die dunkle Nacht hinaus.

Am Bahnhofe zu Altendorf stand der führende Jäger mit der Leuchte bereit. Still wurde die Strecke bis zur Oberförsterei zurückgelegt.

Alle waren begierig, den gewaltigen Verbrecher zu sehen, dessen Signalement jeder auf das genaueste kannte und dessen jetziger Anblick allen, die von seinem Feuertode in voriger Nacht gehört hatten, wie eine Gespenstererscheinung vorkommen mußte. Selbst der kurze Anschlag der Hunde in der einsamen düstern Oberförsterei war auch den Beherzten grausig.

Da lag hinten in der Ecke des langen Hausflurs auf einem Strohsacke der Mann, dessen ganzes Leben nur eine Kette verwegener Wilddiebstäle, Einbrüche und Räubereien gewesen war und dessen verbrecherische Hand auch nicht vor dem Morde zurückgebebt hatte. Jetzt genügte ein einziger alter Jäger zur Bewachung des Mannes, den die ganze Umgegend, ja das ganze Land und selbst seine eigene Genossenschaft gefürchtet hatte. Alles heftete mit stummem Schauder den Blick auf den Verbrecher, den der einzige Sprung eines Hundes bezwungen und zum schwerverwundeten, kraft- und machtlosen Menschen gemacht hatte.

Das Gefühl seiner Ohnmacht schien den Tammerfriedel ärger zu foltern als die heftigen Schmerzen, welche seine gebrochenen Gliedmaßen ihm verursachten. Als wolle er die Blicke aller gewaltsam von

sich abweisen, stieß er beim Anblick der vielen Uniformen einen einzigen kurzen, wiehernden Schrei aus und schlug in ohnmächtiger Wuth mit beiden geballten Fäusten auf das rauschende Lager. Aber kein Laut, keine Antwort auf alle Fragen des Assessors und des Arztes kam über seine Lippen: nur das pfeifende Knirschen der Zähne tönte hervor und ein schäumiger Geifer quoll heraus, während das Auge mit tödlichem Haß von einem auf den andern fiel, als wolle er alle nacheinander mit den Blicken vernichten.

Der Arzt hatte den schwersten Stand bei der Untersuchung des Verwundeten, da dieser alle Hülfe hartnäckig abwies, bis er endlich fast mit Gewalt entkleidet werden mußte. Der Tammerfriedel hatte einen schweren Bruch des rechten Oberschenkels und der drei untern Rippen an der rechten Seite erlitten. Nur mit großem Aufwand von Mühe und Zeit gelang es dem Arzte, den ersten Verband anzulegen, um den Verwundeten für den Transport auf der Krankenbahre zu befähigen. Dann brach der Zug auf, um die Bahnhofstation zu erreichen; denn der Tag war schon hereingebrochen.

Auch das Kobermüschel sollte nicht ungestört zu

des Herrn Grundmann Wohnung zurückgelangen. Als sie nach dem erquickenden Schlafe in der Scheune von der Hilge herabgestiegen und freundlich von der treuen Klafta bewillkommnet war, warf sie noch einen Blick auf die düstern Trümmer ihrer Geburtsstätte hinüber, und dann noch seitwärts einen Blick nach dem Garten hin.

Da aber fesselte ein auffallender Anblick ihre Aufmerksamkeit: auf dem Wege von der Oberförsterei kam ein Zug Constabler in der Richtung nach der Scheune herüber; ein Krankenkorb wurde vorausgetragen; drei Männer in Civiltracht in Begleitung des alten bekannten Revierjägers folgten. Sie konnte keinen Zweifel haben: schaudernd wurde sie inne, daß sie noch einmal dem furchtbaren Manne begegnen sollte, von dessen Hand ihr Leben zweimal in der verwichenen Nacht so hart bedroht gewesen war. Bebend und unfähig den Fuß zur Flucht zu erheben, blieb sie vor der Scheune stehen und starrte wie von dämonischem Zauber gebannt mit weitgeöffneten Augen dem herannahenden Zuge entgegen. Neben ihr stand der Hund ebenso unbeweglich wie seine Herrin. Das Haar am ganzen Körper des Thieres sträubte sich; der

Rücken war krampfhaft gekrümmt, wie wenn es jeden Augenblick zum Sprunge bereit stände, und mit den stieren roth unterlaufenen Augen, mit unheimlichem Fletschen der Zähne, mit tiefem röchelnden Knurren blickte es dem Aufzuge entgegen.

Erst als der Zug in ihre unmittelbare Nähe gelangte, gewann das Kobermüschel Leben und Bewegung und zuckte schaudernd zusammen. Der Hund, die Bewegung misverstehend, schoß pfeilschnell auf den Korb hin und riß die Decke herab. Das Kobermüschel erwachte vollends aus der Erstarrung, rief dem Hunde zu und eilte ihm nach. So kam sie dicht vor den Korb zu stehen, um noch einmal in unmittelbarster Nähe dem Verbrecher in die Augen zu blicken.

Der Tammerfriedel erkannte den Platz seiner letzten Unthat sowie den Gegenstand, an dem ihm das letzte schwerste Verbrechen mislungen war. Derselbe kurze wiehernde Schrei kam über seine Lippen; seine Augen sprühten tödlichen Haß gegen das Kobermüschel.

Das Mädchen wandte sich mit Entsetzen ab und winkte heftig gegen die Scheune, als der Oberpoli=

zeicommissar, welcher das Kobermüschel von der ersten Recherche her wiedererkannte, mit einer Frage herantrat.

Erst als der Tammerfriedel in die Scheune getragen und unter Wache gestellt war, gewann das Mädchen vollkommen Muth und Besonnenheit wieder. Sie winkte den Männern ihr zu folgen, kletterte behende über die Brandruinen und wies am äußersten Ende derselben auf einige Breter, welche ersichtlich erst nach dem Brande so aufgestellt sein konnten, wie sie jetzt standen.

Der Assessor ließ die Breter wegräumen und erkannte zu seinem Erstaunen zwei ungeheuere Felssteine neben einander, zwischen welchen eine schmale Oeffnung in den Hügel führte, und dieser Hügel, an welchen der Kober mit seinem letzten Stallanbau dicht hinangerückt war, erwies sich als — ein Hünengrab. Die mehrtausendjährige Ruhestätte des heidnischen Recken war jetzt zur ungeahnten geheimen Räuberhöhle geworden.

Hierher war stets die werthvollste Diebsbeute geborgen worden, hierher hatte sich bei Enders' erster Recherche der Koppel mit dem Parrach und dem schönen Wilhelm geflüchtet, und hierher hatte der

Tammerfriedel aus dem von ihm in Brand gesteckten Hause das Leben gerettet.

Das Hünengrab wurde sorgfältig durchsucht und eine Menge werthvoller Gegenstände zu Tage gefördert. Der Assessor wie der Arzt konnten es sich nicht versagen, selbst in die Höhle zu klettern. Das Leben des Tammerfriedel hatte während des Brandes in großer Gefahr gestanden. Denn gleich vorn hinter den ersten Felsensteinen fand sich eine nicht geringe Anzahl Pulverpäckchen versteckt, die auch jetzt bei des einen Constablers unvorsichtigem Hinleuchten mit dem Wachskerzchen leicht den ganzen Hügel hätten in die Höhe sprengen können.

Mit reicher Beute und durch die Mittheilungen des Kobermüschels mit den bedeutendsten Aufschlüssen versehen, ließ der Assessor aufbrechen. Der Zug mit dem Tammerfriedel gelangte rasch zur Eisenbahnstation und von da zur Residenz.

XII.

Ein Jahr ist vergangen. Die polizeiliche Untersuchung hatte seit der Einfangung der Mechullebande alle Kräfte vom Polizeidirector bis zum letzten Beamten hinab in Anspruch genommen und nicht nur überraschende Resultate über das heimische Gaunerwesen und über das Treiben der Gauner durch fast alle deutschen Länder geliefert, sondern auch die interessantesten Enthüllungen der vielfachen Beziehungen des socialen und bürgerlichen Lebens gegeben. Bei den reichen und schwerwiegenden Erfahrungen, welche der Polizeidirector während der Untersuchung und durch dieselbe gemacht hatte, war es ihm schmerzlich, nach dem Uebergang der Untersuchung an das Gericht und an die öffentliche Verhandlung von dem dürren, gerichtlichen Formalismus gar manches übergangen oder sogar verleug-

net zu sehen, was der Oeffentlichkeit mit ihrer tiefen sittlichen Bedeutung doch gerade zum einzigen und wahren Nutzen hätte gereichen müssen.

Die Polizei, die in ihrer wahren und tiefen Bedeutsamkeit unmittelbar in das Leben selbst hineingehen und hineingreifen muß und deshalb für das Recht, für die Zucht und Sitte unermeßliche Ausbeute machen könnte, verdiente ein besseres Schicksal, als daß sie in jedem Kleinstaat, auf jedem Gute eines Grundherrn von altem oder neuem oder gar keinem Adel ein besonderes Beamtenthum darstellen muß, das nur nach der Besoldung und nach dem Kopfnicken seines gebietenden Herrn zu blicken hat, um dann beglückt in dem Wahne dahinzuleben, daß so die wahre Ordnung, Zucht und Sitte aufrecht erhalten werde, weil Ordnung, Zucht und Sitte von Polizei wegen aufrecht gehalten werden soll.

So hatte der neue Polizeidirector begreifen gelernt, so sprach er sich rückhaltslos gegen seine Freunde und selbst gegen den Minister aus, nicht deshalb, weil er inzwischen der Verlobte von dessen Tochter Eleonore geworden war: sondern weil er die feste Zuversicht hatte, daß endlich doch das Heil Deutschlands gewiß und wahrhaftig herabgekommen

sei, und weil er nicht zu den muth- und charakterlosen Maulhelden gehörte, die reich an Wort und arm an That jetzt vor dem hellen Tageslicht zurückschrecken, von dessen Morgenröthe sie doch so oft in Nacht und Nebel geredet und gesungen hatten.

In dieser freudigen Hoffnung, daß mit der neugewonnenen Berechtigung, doch endlich mit Fug und Recht vom wirklichen Deutschland und vom neugeweckten und lebendig gewordenen wirklichen deutschen Geist und Wesen reden zu können, auch die deutsche Sitte im deutschen Rechte und in der deutschen Polizei ihre geheiligte und heiligende Geltung durchgreifend und dauernd wiedergewinnen möge, verlassen wir den begeisterten Polizeidirector, dessen emsige Sorge für seine häusliche Einrichtung bisher der Lebendigkeit seiner feurigen Wünsche durchaus keinen Eintrag gethan hat.

Hier schließt die Geschichte ab, obschon hier am Schluß die „Criminalnovelle" gerade, erst recht ihren Anfang nehmen müßte. Nur in kurzen Andeutungen sei hier noch der sehr verschiedenartigen Schicksale der einzelnen Personen gedacht.

Der Professor Dr. Brauer, der Dr. Schwarz und der Oberlieutenant Kuno Roß von der Trappe

sind glücklich vermählt. Niemand hat Anstoß genommen daran, daß die Töchter des reichen Geheimen Regierungsraths vom guten alten Adel nur schlichte bürgerliche Leute und bloße Gelehrte geheirathet haben, so wenig irgendjemand beim Anblick der anmuthigen Erscheinung der Frau Anna Roß von der Trappe an eine Verunreinigung des alten Stammbaumes gedacht hat. Nur Herr Johann Friedrich Grundmann hat seit einiger Zeit den alten Stammbaum seines Schwiegersohns zur Hand genommen und macht mit überaus glücklichem stillen Lächeln genealogische Studien. Den schlichten schwarzen Kasten hat er nach beendigter Untersuchung als sein Eigenthum reclamirt, späterhin mit seinem sehr verwunderten Schwiegersohn den geheimen Verschluß geöffnet und wirklich noch sehr wichtige und merkwürdige chiffrirte Documente darin gefunden, welche alle Welt in Erstaunen setzen und manches Dunkel aufhellen würden, wenn nicht der vorsichtige Mann die ganze Politik hätte in Asche aufgehen lassen. Dagegen hat er seinen gestohlenen Siegelring nicht wiederbekommen. Der Ring sitzt am Finger des alten Tammers. Dieser hat ihn an sich genommen als theueres Andenken an den

Kranken, der von ihm in seinem Hause gepflegt und dann aus demselben zur ewigen Ruhe gebracht worden ist.

Wie zu vermuthen stand, hatte der schwarze Kasten noch eine beträchtliche Summe in gefälschten Papieren enthalten. Die von der Lithographenfrau dem Dr. Schwarz hinterlassenen Papiere wiesen die lithographischen Steine und übrigen Apparate im Schloßweiher nach. Diese wurden auch, als der Weiher abgelassen war, an derselben Stelle gefunden, an welcher die Leiche des Lithographen ausgefischt worden war. Der am ärgsten betrogene Hauptmann von Felsbach wurde zum größten Theil aus dem nachgelassenen Vermögen des Bankiers Marner entschädigt, bestimmte aber großmüthig die ganze Entschädigungssumme für die Waisen der Lithographenfrau.

Mit raffinirter Schlauheit suchte der Kaufmann Jakob Nosse aus Wiesenau jeglichen Beweis für seine Theilnahme an der Anfertigung und Verbreitung der falschen Kassenscheine zu entkräften. Doch lag seine Beziehung zur Mechullebande als deren vorzüglichster Hehler und Förderer zu offen am Tage, als daß hier sein Leugnen auch nur den ent=

fernteſten Einfluß hätte üben und ihn einer mehrjährigen Zuchthausſtrafe entziehen können.

In der öffentlichen Gerichtsverhandlung mußte zu ſeinem großen Verdruß auch der Miniſter erſcheinen und die geſtohlene goldene Doſe ſowie das zerbrochene Silbergeräth recognoſciren. Der Gerichtspräſident hielt es ſogar für nothwendig, ihn mit dem Parrach zu confrontiren, welcher in der Galalivree eines Bedienten die goldene Doſe vom Spieltiſch des Miniſters genommen und auch die Stube der Oberköchin nebſt der Gangthür nach dem Garten hin mit Nachſchlüſſeln geöffnet hatte. Dieſe Rückſichtsloſigkeit des Gerichtspräſidenten, welcher, der merklichen Empfindlichkeit des Miniſters gegenüber, mit vollkommener Unbefangenheit von der Gleichheit aller vor dem Geſetz geſprochen hatte, dämpfte im Miniſter ſehr bedeutend die Neigung zum Widerſpruch gegen ſeinen Schwiegerſohn, den Polizeidirector, ſo oft dieſer rückhaltslos ſeine lebhaften Wünſche und Hoffnungen für eine baldige gründliche Beſſerung unſerer deutſchen Polizei- und Juſtizpflege ausſprach.

Sowenig wie der Miniſter mit der Vernehmung in den öffentlichen Verhandlungen verſchont wurde,

sowenig entgingen diesem Schicksal alle diejenigen, welche mit dem Grafen Vsent in Berührung gekommen waren und in deren Cirkel derselbe Aufnahme gefunden hatte. Man fing schon an, gewisse Befürchtungen zu hegen, als es gerichtskundig ward, daß der Graf auch in den Hofcirkeln vorgestellt worden sei: doch brauchte endlich nur der Hofmarschall vor der Barrière zu erscheinen, wiewol auch er so gut wie gar keine Auskunft über den Grafen Vsent geben konnte. Dieser war und blieb spurlos verschwunden. An Josepha und ihr Verhältniß zum Grafen dachte begreiflich niemand. Der Polizeidirector schwieg, weil sie auch nicht die entfernteste Beziehung zur Untersuchung hatte. Sie war ihm ohnehin ganz aus den Augen verschwunden.

Erst spät konnte der Tammerfriedel vom Gericht vernommen werden. Sein gefährlicher Schenkelbruch heilte nur langsam und unvollkommen. Seine Brust hatte durch den Rippenbruch schwer gelitten. Weder durch Güte, noch durch List, noch durch Drohungen oder Bestrafungen konnte er dahin gebracht werden, auch nur Ein Wort zu sprechen. Man glaubte sogar, daß seine Sprachorgane afficirt seien, bis die Gefangenwärter berichteten, daß

der Tammerfriedel in seinem unruhigen Schlafe die wildesten Verwünschungen und Flüche ausstoße. Doch gelang seine Ueberführung vollständig durch die Aussagen der übrigen Genossen, von denen jeder wußte, daß bei der Gefangenschaft aller Hauptmitglieder auf eine Befreiung von außen her nicht zu rechnen war und daß daher der einzelne nur durch offenes Geständniß die möglichste Erleichterung seiner Lage erreichen konnte. Die am wenigsten durch unmittelbare Theilnahme an den verübten Verbrechen compromittirten Gefangenen wetteiferten daher untereinander mit Geständnissen und Nachweisen aller Art, welche wieder zu zahlreichen Correspondenzen mit auswärtigen Behörden und zu vielfachen auswärtigen Untersuchungen führten. Am meisten zeichnete sich in bereitwilligen Geständnissen der Kober mit seiner Schwester und der Kellner Schnuppe mit seiner berüchtigten kupplerischen Mutter aus. Letztere wurde aber doch auf das schlimmste dabei compromittirt, weshalb sie bei der Voraussicht ihrer schweren Bestrafung, theils um ihr Schicksal möglichst zu erleichtern und die Schuld auf andere zu schieben, theils aus Bosheit und Schadenfreude, eine Menge Personen meistens aus den höhern ge-

sellschaftlichen Kreisen in die Untersuchung zu verwickeln suchte, sodaß der Präsidirende mehr als einmal „im Interesse der Sittlichkeit“ die Tribüne räumen und „bei verschlossenen Thüren“ verhandeln lassen mußte.

Die größte Theilnahme und sogar Bewunderung erregte das Kobermüschel, als Hauptzeugin gegen die meisten Genossen der Bande. Die Demuth, mit welcher das junge Mädchen auftrat, die Klarheit, mit welcher sie das Treiben in der Mechulle schilderte, die schlichte rührende Darstellung ihrer freudelosen harten Jugendgeschichte, in welcher statt aller Kindesfreude nur das Laster und das Verbrechen sich ihr offenbart hatte, der feste Muth, die imponirende Sicherheit bei den Confrontationen mit den verwegenen Verbrechern, welche ihr gegenübergestellt wurden, gewannen ihr die volle Theilnahme und Achtung der Richter und des aufmerksam lauschenden Publikums.

Vieler und zum Theil schwerer Verbrechen wurde die Bande bezichtigt und überführt. Den Raub und die Brandstiftung im Hause des greisen Schulzen zu Altendorf hatte der Tammerfriedel mit dem Koppel, dem Parrach, dem schönen Wilhelm und

dem einen Athleten ausgeführt. Alle fünf wurden zum Tode durch Enthauptung verurtheilt, vom Landesherrn aber zu lebenswieriger Zuchthausstrafe begnadigt. Die übrigen Angeschuldigten wurden bis zu zehnjähriger Zuchthausstrafe, keiner jedoch unter fünf Jahren, verurtheilt.

Alle Verurtheilte sind bereits in die Strafanstalten abgeführt und berechnen schon jetzt die Tage bis zu ihrer Entlassung. Selbst die auf Lebenszeit Verurtheilten haben Hoffnung theils auf Ausbruch, über den sie brüten, theils auf endliche Begnadigung des Landesfürsten, wie spät sie auch kommen möge. Nur der Tammerfriedel hofft nichts mehr. In seiner einsamen Zelle sitzt er und spult Wolle mit den jetzt so schlaffen und früher so riesenkräftigen Armen. Sein gebrochenes Bein ist nur unvollkommen geheilt; er kann nur an der Krücke gehen; seine eingefallenen Züge, sein verglastes Auge, sein Hüsteln aus der eingezogenen Brust sagen nur zu deutlich, daß seine Tage gezählt sind. Aber auch jetzt noch kommt kein Wort über seine Lippen: er haftet als vollkommen willenlose Partikel am Verwaltungsmechanismus, nimmt schweigend die Besuche des Geistlichen, schweigend sein Arbeitspensum und schweigend seine regel=

mäßige Nahrung an, ohne auch nur mit einem Laut zu klagen und ohne auch nur den geringsten Anlaß zur Klage zu geben. Nur des Nachts im Traume ruft er sein jägerisches Halloh und murmelt unverständliche Gaunerworte dazu.

Der Paßschreiber Kränzel ist mit Pension entlassen worden und somit noch sehr glücklich davongekommen. Sein Mund ist ihm nach dem schweren Faustschlag des Tammerfriedel geheilt worden so gut es ging; die Vorderzähne im Oberkiefer sind ihm jedoch weggeschlagen; er bläst daher auch nicht mehr die Clarinette und spricht auch jetzt nur sehr undeutlich. Dessenungeachtet hofft er noch ein Herz zu finden, das ihn versteht, und deshalb und aus alter Gewohnheit geht er doch noch immer in das Elysium: nur spielt er auf dem Orchester die Geige anstatt der Clarinette.

Sein Protector, der Alte vom Stuhle, ist sehr bald gestorben. Er konnte dem Polizeidirector den Verweis nicht vergeben, welchen ihm der Assessor ertheilt hatte. Seitdem nahm sein nergeliges und mürrisches Wesen immer mehr überhand. Eines Vormittags, als der neue Paßschreiber zu lange und zu freundlich mit einem reisenden Handwerksgesellen

capitulirte, schwoll ihm der Kamm: nach gewohnter Weise tauchte er heftig über den Stuhl herauf und rief überlaut: „Bringen Sie den Schwei —"

Dann sank er rascher als je zuvor zurück. Als nach einigen Minuten die Thür geöffnet wurde, lag er leblos im Lehnstuhl.

Er war mitten im Schw—hund gestorben.

Auch der Wirth im Elysium ist wegen Begünstigung der Kuppelei zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Die Clematiswand zwischen dem Garten und dem Flügel ist weggenommen, dadurch letzterer mit seinen Zimmern zu den „feinen Partien" und dem „Spiegelsalon" unmittelbar mit dem Garten verbunden und zu hübschen Gartenzimmern eingerichtet worden. Die Gartenconcerte im Elysium zum Besten der verwundeten Krieger sind in diesem Sommer auch vom „Kolibri" wieder besucht worden, der nun ganz und gar in die Hände der Polizei gerathen ist und zwar als die ehrbare Frau des zum Unteroffizier beförderten Constablers Müller II., des schlauen Spürers, der den Assessor als verkappten Gauner erkannt hatte, des kühnen Malers der Wabe in der Schmire, als in jener verhängnißvol-

len Nacht der Kellner Schnuppe aus dem Paß-bureau entsprungen war.

Der Misgriff mit dem Farbetopf, den er aus seinem neugekauften und für die nahe bevorstehende Hochzeit von ihm ausgemalten Hause geholt hatte, sollte ihn vor einem zweiten viel schlimmern Misgriff, vor der Hochzeit mit seiner Braut, bewahren: denn als er in jener Nacht den arretirten „Kolibri“ gesehen und mitleidsvoll in ihre Zelle begleitet, andern Tags aber die Entdeckung gemacht hatte, daß seine Braut ein intimes Verhältniß mit einem jungen Auditor unterhielt: zerriß er löwenmuthig wie Simson die Stricke, die ihn gefesselt hielten, und wurde vom verzweifelten Selbstmord nur durch seinen Schönheitssinn abgehalten, welcher überzeugend entschied, daß der „Kolibri“ viel hübscher und seiner künstlerischen Natur viel entsprechender sei als seine verrätherische Delila.

Der Bart des Obercommandeurs des Corps der Nachtwache ist bereits prächtig wieder gewachsen und gefärbt, und der Obercommandeur macht in seiner goldgestickten Uniform mit dem Orden auf der Brust und einem neuen langen Schleppsäbel an der Seite eine sehr stattliche imponirende Figur.

Seine eifrige Thätigkeit ist aber nicht allein geheimes nächtliches Walten: jeden Morgen punkt neun Uhr bei Beginn der Sitzungen macht er mit Anstand und Würde dem Polizeidirector die Meldung, daß etwas vorgefallen oder daß nichts vorgefallen ist. In beiden Fällen wird ein sehr schön und auf feinem Velinpapier geschriebener Rapport überreicht. Auch revidirt er nicht allein des Nachts die Stationen, sondern er besichtigt auch am lichten Tage in voller Uniform die Localitäten, und wehe den unglücklichen Wächtern, besonders den Tabacks-kauern, welche auf den Fußboden gespuckt haben! „Die Reinlichkeit muß so klar sein, daß man sie auch in der Dunkelheit erkennen kann!“ ist sein stehendes Wort, womit er die Bestrafungen einleitet. Die Ordnung in den Straßen während der Nacht ist übrigens musterhaft geworden. Kein Wächter schläft mehr auf den Stationen oder in den Hausthürwinkeln, seitdem der Obercommandeur den Wächtern streng untersagt hat, Hunde zu halten. Er hatte schon immer behauptet, „daß die ganze Nachtwache auf den Hund gekommen sei“, da er bemerkt hatte, daß die meisten Wächter mit den wärmenden Hunden auf dem Schos sich der Wohlthat des nächt-

lichen Schlafes hingaben und durch die Wachsamkeit der kleinen Thiere sich vor jeder Ueberrumpelung erfolgreich zu schützen wußten. Er hatte daher zuerst die Hunde und dann die Wächter „auf den Trab gebracht" und durch diese energische Rehabilitation der zweibeinigen Wachsamkeit statt der vierbeinigen die nächtliche Ordnung und Ruhe erheblich gefördert.

Bei diesen seinen verdienstvollen Bestrebungen wird der Obercommandeur aber kräftig unterstützt durch den energischen und pflichtgetreuen Oberwächter Jochen Voß aus Hamburg, ehemaligen Hausknecht im Hôtel-Royal zu Wiesenau. Als der Obercommandeur seine letzte Fahrt als Polizeicommissar nach Wiesenau gemacht hatte, um den Kaufmann Jakob Rosse nach der Residenz „zu Stande zu bringen", war die erste Person, welche ihm aus dem Hotel entgegentrat, der biedere Hausknecht mit seinen stark geschwollenen Lippen, derselbe, welcher sich in der vorhergegangenen Nacht bei dem kühnen Dachritt nach dem flüchtigen Kellner so große Verdienste erworben hatte, am Morgen aber wegen seines Hanges zum nächtlichen Umhergehen vom verdrießlichen Hotelbesitzer entlassen worden war. Der Blick des Obercommandeurs hatte sogleich das

Talent zu erkennen gewußt. Der entlassene Hausknecht fuhr als Reservewächter mit zur Residenz und brachte dort sein nächtliches Talent so rasch und nachhaltig zur Geltung, daß er unter den Auspicien seines Protectors schon nach sechs Monaten wegen seines unermüdlichen Diensteifers und energischen Einschreitens gegen leichtfertige und angetrunkene Nachtschwärmer zum Oberwächter befördert werden konnte, sogar mit der Aussicht, bald zum Wächterlieutenant zu avanciren. Auch scheint es, als wenn nicht allein die Dankbarkeit, sondern auch noch zartere Bande den Oberwächter mit seinem Protector inniger verbinden sollen; denn vor kurzem hat die ältere Tochter des Obercommandeurs der Mutter mit holder Verschämtheit gestanden, daß des mannhaften und unbefangenen Republikaners „seute Deern", mit welchem tiefbedeutenden Ausdruck er sie bezeichnet habe, an Wohlklang und Innigkeit selbst nicht von dem gesungenen italienischen Mia cara oder dem reizenden russischen Szerze moje übertroffen werden könne.

Josepha hat wenige Tage nach der Wiedervereinigung mit dem Vater die Residenz in dessen Begleitung verlassen, um in der milden Luft des

südlichen Frankreich ihre durch so viele und schwere Leiden angegriffene Gesundheit zu stärken. Die Jugendkraft, die wunderbare geistige Elasticität der Frauennatur, und besonders auch die Gewißheit, daß ihr Schicksal erfüllt war, wie trübe auch die Erfüllung gewesen, hat abermals den Sieg davongetragen. Mit neugekräftigter Gesundheit ist sie in ihre Heimat zurückgekehrt, um diese dann für immer zu verlassen. Nicht die Heimat, nicht das Grab des Geliebten hat sie fesseln können: es hat sie nach dem Süden gezogen, an den lieblichen kleinen Ort, in das stille bescheidene Haus, wo sie das erste einzige vollkommene Glück gefunden hatte. Dort will sie noch einmal ihr Glück in der Erinnerung durchleben und in diesem Glück über die Leiden der Zeit hinaus hoffen auf Erlösung, und Frieden haben, bis die Erlösung kommt.

Ihr greiser Vater ist mit ihr gezogen: die Firma Mair Leb Jonah hat liquidirt und niemand weiß, wohin der fleißige, geachtete Mann mit seinen Reichthümern sich gewandt hat. Auch ihm ist Ruhe noth und er hat Ruhe gefunden in der Vereinigung mit seinem einzigen Kinde.

Der alte Tammer hat dem Knuspert die Tammerei

überlassen und ist auch hinabgezogen nach dem Süden mit seinen vielen Büchern und Apparaten. Auch sein Sehnen nach Verständniß und Liebe ist gestillt durch die Vereinigung mit dem einzigen Bruder und dessen Kinde. Aber weder Bruder noch Kind hat eine Ahnung davon, wer der Gestorbene ihm gewesen: er will das Geheimniß mit in das Grab nehmen.

Aber wenn der alte Tammer im Thal und Gebirge umhersucht nach Kräutern, und wenn er in der immer wiederholten Begegnung mit seines Bruders Kinde die vielen geweihten Stätten des einstigen köstlichen Glückes kennen gelernt hat und nun auch ihm diese Stellen Weihestätten geworden sind: dann brennt der Schmerz im Vaterherzen und möchte ausbrechen und sagen, was doch die Liebe um der Liebe willen verschweigen und in sich selbst verzehren soll.

Wie viel Leiden birgt diese Welt! Und doch sind sie nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden!

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



B









